

Wortprotokoll

Öffentliche Sitzung

Ausschuss für Wissenschaft und Forschung

65. Sitzung
23. März 2026

Beginn: 09.32 Uhr
Schluss: 12.18 Uhr
Vorsitz: Franziska Brychcy (LINKE)

Vor Eintritt in die Tagesordnung

Siehe Beschlussprotokoll.

Punkt 1 der Tagesordnung

Aktuelle Viertelstunde

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 2 der Tagesordnung

Bericht aus der Senatsverwaltung

Siehe Inhaltsprotokoll.

Vorsitzende Franziska Brychcy: Wir kommen zu

Punkt 3 der Tagesordnung

Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs
**Weiterentwicklung von
Wissenschaftskommunikation: Strategien zur
Stärkung des lebenslangen Lernens am
Wissenschaftsstandort Berlin**
(auf Antrag der Fraktion CDU und der Fraktion der
SPD)

[0114](#)
WissForsch

Hierzu: Anhörung

Zu dem Besprechungspunkt führen wir eine Anhörung durch, zu der ich herzlich begrüßen möchte: Frau Regine Rapp, Co-Direktorin von Art Laboratory Berlin, Herrn Dr. Robert Richter, Projektlabor Wissenschaftskommunikation der Berlin University Alliance – BUA –, Frau Prof. Dr. Gwendolyn Sasse, Wissenschaftliche Direktorin des Zentrums für Osteuropa- und internationale Studien – ZOiS –, und Frau Dr. Alexandra Schulz, stellvertretende Leitung der Zentraleinrichtung Wissenschaftliche Weiterbildung und Kooperation – ZEWK – der Technischen Universität Berlin. Wir haben außerdem Frau Dr. Johanna Sprondel, Vorstandsvorsitzende des Urania Berlin e. V., eingeladen, die auch zugesagt hat. Mal sehen, ob sie noch dazustößt.

Herzlich willkommen Ihnen allen! Ich stelle fest, dass auch Sie mit dem Vorgehen, insbesondere den Liveübertragungen und Bild- und Tonaufnahmen, einverstanden sind. – Das ist der Fall. Vielen herzlichen Dank!

Ich gehe davon aus, dass die Anfertigung eines Wortprotokolls gewünscht wird. – Das ist der Fall. Vielen Dank! – Möchte eine Vertreterin oder ein Vertreter der Koalitionsfraktionen den Besprechungspunkt begründen? – Das ist der Fall. – Frau Brauner, Sie haben das Wort!

Kerstin Brauner (CDU): Vielen Dank! – Sehr geehrte Frau Vorsitzende! Sehr geehrte Damen und Herren! Wir befassen uns heute mit der Wissenschaftskommunikation, einem ganz wichtigen Aspekt. Wissen zu haben, Wissen zu schaffen und Wissen zu entwickeln ist unheimlich wichtig. Von den gerade verliehenen Leibniz-Preisen sind zwei nach Berlin gegangen, worüber wir uns sehr freuen.

Ein weiterer Aspekt der Wissenschaft ist natürlich: Wie kann ich das vorhandene Wissen weitervermitteln, auch interdisziplinär vermitteln? Denn das beste Wissen ist wunderbar, toll, herausragend und leuchtend, aber es muss auch kommuniziert werden. Insbesondere interessiert uns dort der Aspekt des lebenslangen Lernens. Wie werden über die Wissenschaftskommunikation die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse vermittelt, sowohl an Schüler und an Studierende anderer Fachrichtungen als auch an die breite Bevölkerung? Wie wird das neue und aktuellste Wissen gezielt vermittelt?

Wir erleben gerade einen großen Umbruch im Bereich der künstlichen Intelligenz, einen Quantensprung sozusagen. Es entwickelt sich unheimlich schnell weiter. Da ist dieser Aspekt

des lebenslangen Lernens wichtig: Wie nehme ich diejenigen mit, die seit 10, 20 oder 25 Jahren im Berufsleben stehen, damit das neue Wissen angewendet werden kann? Es gibt Veranstaltungsreihen, Schulungen und Workshops. Im Art Lab wird es mit Kunstinstallationen verbunden, was ein sehr spannender Aspekt ist. Bei der BUA gibt es Angebote von Podcasts über Webseiten bis hin zu Spielen, wenn ich das richtig gelesen habe.

Wir sind sehr gespannt, wie Sie das vermitteln, welche Punkte Sie gefunden haben, wie das lebenslange Lernen im Rahmen der Wissenschaftskommunikation unterstützt werden kann, und auch, welche Faktoren und Ansätze Sie in Ihrer täglichen Arbeit beobachten, die zur nachhaltigen und verankernden Wissenschaftskommunikation beitragen. Wo haben Sie positive Erlebnisse gesammelt, und wo sehen Sie vielleicht auch noch Aspekte, an die man zukünftig besser anknüpfen könnte? Dementsprechend freuen wir uns sehr auf Ihren Input heute! – Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen Dank! – Dann kommen wir jetzt zur Anhörung. Sie haben circa fünf Minuten Zeit für Ihr Eingangsstatement. Danach folgt eine Fragerunde der Abgeordneten, in der Sie sich gerne Notizen machen dürfen, und zum Schluss haben Sie dann noch einmal Gelegenheit, auf die gestellten Fragen im Zusammenhang einzugehen. Wir würden, wenn Sie sich nicht anders geeinigt haben, alphabetisch vorgehen; dann würden wir mit Frau Rapp beginnen. – Ich sehe nicht, dass Sie sich anders geeinigt haben. Dann machen wir es so, und Frau Rapp ist an der Reihe. – Sie haben das Wort!

Regine Rapp (Art Laboratory Berlin): Einen wunderschönen guten Morgen! Mein Name ist Regine Rapp. Als Co-Direktorin von Art Laboratory Berlin möchte Ihnen ganz kurz Beispiele von Wissenschaftskommunikation und der Vermittlung von aktueller Forschung über künstlerische Praxis in interdisziplinärem Sinne referieren.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Die Kunst- und Forschungsplattform Art Laboratory Berlin ist ein gemeinnütziger Verein, beinahe 20 Jahre aktiv, mit mehreren Standorten in Wedding und Kreuzberg, und wir arbeiten viel in den Universitäten. Unsere Aufgabe reicht von Mediation und Mentoring über kulturelle wissenschaftliche Übersetzung bis zur Publikation.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ich habe einige Beispiele dabei. Zum Thema Art and Science: Man sagt „From STEM to STEAM“, wobei das „A“ die Art, also die Kunst beinhaltet. Wir sehen hier eine Ausstellung im Futurium 2020 zu dem Projekt Mind the Fungi, das ich gleich noch beschreiben werde. Art Laboratory Berlin hat übrigens mit allen Berliner Universitäten inklusive der Charité in den letzten zehn, zwölf Jahren Kooperationen unterhalten.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ein kleines Beispiel sei hier genannt: Mind the Fungi war ein zweijähriges Citizen-Science-Projekt vom Institut für Biotechnologie der TU Berlin, die uns noch in der Antragsphase angesprochen hatten, bei einem Projekt über lokale Baumpilze in Berlin und Brandenburg als nachhaltiges Material für die Zukunft zusammenzuarbeiten. Unsere Antwort war: Natürlich arbeiten wir zusammen, aber wir bringen gerne Kunst und Design ins Spiel. – Sie sehen hier ein ganz praktisches Beispiel: Wir sind mit Bürgerinnen und Bürgern in den Tegeler Forst gegangen, haben vor Ort Baumpilze gesammelt und zusammen mit Künstlerinnen und Biotechnologen Kommunikationen angetrieben.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Wir sind danach mit dem breiten Publikum, mit dem Laienpublikum im Labor gewesen. Wir haben die gesammelten Pilze an der Clean Bench gereinigt, und wie Sie sehen, haben Laien hier kultiviert und inokuliert. Es ist schon allerhand, dass dies die Grundlage für die Stammsammlung dieses mehrjährigen Forschungsprojekts darstellte. Das bedeutet: Hier wurde in allerbreitester Form Wissenschaftskommunikation betrieben.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ein anderes Beispiel hat mit dem Exzellenzcluster Matters of Activity stattgefunden, bei dem wir von Art Laboratory Berlin auch Associated Member sind. Letztes Jahr gab es eine große Forschungsausstellung bei Art Laboratory Berlin: Fermenting Textiles. Mit diesen Bildbeispielen sei vielleicht ein kleiner Einblick darin gewährt, wie faszinierend es ist, wenn Mikrobiologie, Anthropologie, künstlerische und designbasierte Praxis zusammenarbeiten und einem breiten Publikum vermitteln, was für jahrhundertealte Praxen beim fermentierenden Textilfärben es in Westafrika und Südjapan gibt. Das heißt, diese Forschung war nicht nur inter-

disziplinar, sondern auch geopolitisch sehr weit offen. Das war eine sehr faszinierende, großartige, breitenwirksame Aktion.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Zum Thema Wissenstransfer, bei dem wir auch schon sehr viele langfristige Kooperationen eingegangen sind: Wie Sie vorhin gesagt haben, arbeiten wir viel mit Ausstellungen. Das ist aber nur eines von vielen Formaten. Hier ist ein Beispiel einer slowenischen Künstlerin, Saša Spačal, die mehrere Jahre im Rillig Lab Ökologie der Pflanzen an der FU Berlin am Institut für Biologie geforscht hat. Hier ging es um toxische Böden, ein aktuelles Thema. Sie hat sich toxische Böden des ehemaligen Berliner Flughafens Tempelhof vorgenommen. Sie sehen, hier in dem kurzen Verweis habe ich „Toxische Böden, PFAS“ genannt, ein ganz aktuelles, großes Problem, das sie künstlerisch umgesetzt hat.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Sie hat im Labor mit Erden gearbeitet und diese gereinigt, aber wiederum dann künstlerisch verarbeitet.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Hier sehen Sie die Künstlerin Saša Spačal im Gespräch, die Bodenchromatogramme entwickelt hat, um breitenwirksam auf ein aktuelles Forschungsthema einzugehen.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ein anderes Beispiel ist eine aktuelle zweijährige Forschung, gefördert von der Lotto-Stiftung Berlin: CHRYSALIS. ARTISTS IN LABS. Dort haben wir derzeit vier Künstlerinnen und Künstler in verschiedenen Laboren von Berliner Universitäten untergebracht, die verschiedene interdisziplinäre Forschungen zu den Themen Ökologie, Neurowissenschaften, Künstliche Intelligenz, Materialforschung et cetera betreiben. Sie sehen hier einen Ausschnitt, wo wir eine Veranstaltung auf der Berlin Science Week hatten, die sehr nachgefragt war, volles Haus. Das hat wiederum dazu geführt, dass wir in Paris-Saclay eingeladen waren, doch bitte dabei zu helfen, wie man Art und Science gut verknüpft, um Wissenschaftskommunikation zu betreiben. Das hat uns schon sehr bestärkt. Im Februar waren wir zusammen mit der Berliner Delegation vor Ort in Paris.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ein kleiner Einblick: Was machen wir bei CHRYSALIS? – Wir waren zum Beispiel beim Einstein Center Digital Future und haben im Dezember einen Workshop mit Helena Nikonole realisiert, die eine sehr erfahrene Künstlerin und Forscherin zu Critical AI ist. In dem Workshop ging es sehr stark um Political Bias und wie Wissenschaft, aber auch eine breite Bevölkerung vielleicht im Open-Access-Format davon lernen kann.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Wir waren mit CHRYSALIS vor Kurzem auch im Schlaflabor der Charité Berlin, wo es dem Künstler Julius Holtz mit Sonifikation, Klang und EEG darum ging, was für Brainwaves wo-

möglich da sind, was vor Ort geforscht wird und wo er als Künstler im Sinne von Schlafstörungen und interdisziplinärer Forschung vielleicht nachgefragt werden könnte.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Bei den Citizen-Science-Projekten sei hier eines genannt, das jetzt schon sechs Jahre alt ist: DIY Hack the Panke. Dort stellen wir uns den Fluss im Wedding vor Ort wie eine Art interdisziplinäre Aorta vor, wo verschiedene Formate zusammenkommen – auch wieder in Zusammenarbeit mit dem Rillig Lab.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

BODIES OF WATER: Da schaue ich zur BUA. Wir wurden letztes Jahr von der Berlin University Alliance eingeladen, einen Beitrag zum Thema Wasser zu machen. Wir haben dann ein großes Festival an der Panke realisiert, bei dem auch wieder interdisziplinär geforscht wurde. Ökohydrologinnen und Ökohydrologen haben zusammen mit Künstlerinnen und Künstlern und einem breiten Publikum über aktuelle Forschungsthemen in aller Breite geforscht. Ob Panel, Workshop oder Hands-on: Bei dem Projekt auf dem Bild, das Sie hier sehen, ging es zum Beispiel um die Flussgeschwindigkeit, die von wissenschaftlicher Seite erforscht wurde, und künstlerische Geräte, um Unterwassergeräusche hören zu können – also Kunst und Wissenschaft wortwörtlich an beiden Seiten.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Was ganz wichtig ist: Bei uns gibt es nicht nur praktische Workshops – die wir natürlich gerne durchführen –, sondern wir stellen unserem Publikum auch nachhaltige Forschung weltweit in unserem Webarchiv zur Verfügung, das wir seit den letzten 14 Jahren zweisprachig aufbereiten.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Wir haben seit 2022 ein Kolloquium, das wir meistens hybrid oder online durchführen, mit internationalen Beiträgen aus Geistes- und Naturwissenschaften und künstlerischer Praxis – zu Arbeitsgesprächen und natürlich der transdisziplinären Verbindung. Wir hatten jetzt gerade ein sehr erfolgreiches am 17. März, bei dem es um toxische Pflanzen und Heilpflanzen ging.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Dann haben wir Konferenzen und Symposien, die übrigens seit 2011 in unserem Webarchiv komplett registriert, aufgezeichnet und im Open Access verfügbar gemacht werden. Hier wurde unter anderem zu Neurowissenschaften, Lebenswissenschaften, Künstlicher Intelligenz und Anthropologie geforscht.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Das ist ein kleiner Einblick in eine Publikation, die wir in einer Anthologie zu Bio-Art beibringen haben.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Auch das ist wahrscheinlich von Interesse an dieser Stelle: Zum Schluss möchte ich auf ein Paper verweisen, zu dem wir vor ein paar Jahren eingeladen wurden, nämlich „Ten simple rules for hosting artists in a scientific lab“. Dort geht es genau darum, wie wir es möglich machen können, dass Kunst und Naturwissenschaft zusammen forschen – und zwar auf Augenhöhe.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Das ist der Band „Mind the Fungi“, den wir mit der Biotechnologin Prof. Vera Meyer im Universitätsverlag der TU Berlin herausgebracht haben.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Das ist unser Webarchiv, zu dem ich Sie alle herzlich einlade – komplett auf Deutsch und Englisch, mit sehr viel Informationen und interdisziplinärem Wissenschaftsmaterial. – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen Dank! – Dann setzen wir mit Herrn Dr. Richter fort. – Sie haben das Wort!

Dr. Robert Richter (Projektlabor Wissenschaftskommunikation BUA): Vielen Dank für die Einladung!

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ich bin Dr. Robert Richter. Ich habe in Physik promoviert und beschäftige mich privat und auch akademisch schon die letzten zehn Jahre mit Wissenschaftskommunikation.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Zu diesem Zweck habe ich mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einen Verein gegründet. Das Experimental Stage Project ist ein gemeinnütziger Verein für Wissenschaftskommunikation. Wir bringen interaktive Exponate, so wie man sie aus dem Science Center kennt, an andere Orte – zu Kongressen, Schulen, Geflüchtetenunterkünften, aber vor allem auch zu Elektrofestivals im Berliner Umland. Wir bringen Wissenschaftskommunikation also an ungewöhnliche Orte und erreichen so eine sehr diverse und durch viele andere Methoden der Wissenschaftskommunikation sonst unerreichte Zielgruppe.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Immer wenn wir Studierende auf diese Veranstaltungen mitgenommen und sie im Austausch mit fachfremden Menschen gesehen haben, haben wir gemerkt, dass sie extrem viel dabei gelernt haben – sowohl bei der Kommunikation als auch beim Bau dieser Exponate –, und haben uns überlegt, dass wir daraus eine Lehrveranstaltung machen müssen. Wir haben das bei der Berlin University Alliance beantragt und das Projektlabor Wissenschaftskommunikation bewilligt bekommen. Das ist eine Lehrveranstaltung an TU, FU, HU und Charité gewesen. Darin entwickeln Studierende über ein Semester hinweg eigene Wissenschaftskommuni-

kationsprojekte. Das Besondere daran ist, dass sie den Abschluss machen, indem sie das wirklich irgendwo präsentieren müssen. Sie müssen also eine öffentliche Präsentation ihres Projektes machen – bei der Langen Nacht der Wissenschaften, bei Ausstellungen oder bei einem Festival –, und dadurch bekommen sie dann Anerkennung durch das Publikum. Wir haben gemerkt, dass das eine große Identifikation mit dem eigenen Fach bringt. Außerdem erhalten sie Leistungspunkte, was besonders wichtig ist.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ich habe ein Beispiel mitgebracht: Ihre Kollegin Anja Karliczek, damalige Bundesbildungsministerin, hatte uns gebeten, für den Start ihrer Kampagne #MINTmagie ein kleines Anschauungsexperiment vorzubereiten. Dafür haben wir eine Chemiestudentin gewinnen können, die das komplett in Eigenregie umgesetzt, sicher vorbereitet und dann mit der Bundesbildungsministerin vor laufenden Kameras durchgeführt hat. Die #MINTmagie-Kampagne war, soweit ich weiß, ein voller Erfolg. Für uns war es aber eigentlich bemerkenswerter, dass die Studentin hier aktuell Leistungspunkte bekommt; sie hat dort gerade ihre Portfolioprüfung abgelegt – also ein Win-win für alle.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ich möchte kurz zusammenfassen, was beim Projektlabor Wissenschaftskommunikation alles gut lief: Studentische Wissenschaftskommunikation wurde das erste Mal mit Credits honoriert. Es war auch die erste echte BUA-Lehrveranstaltung, die problemlos an HU, TU, FU, der Charité und der UdK belegbar war. Wir haben extrem viele Kooperationen aufgebaut. Wir hatten durch unseren Verein schon vorher Kooperationen am Laufen, die wir dann an die Uni bringen konnten. Wir konnten mit dem Museum für Naturkunde, dem Pergamonmuseum und natürlich vielen Festivals zusammenarbeiten. Es gab sehr viele positive Rückmeldungen von Studierenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, der Presse und von der BUA selbst. Die BUA hat während ihrer Begutachtung unser Projekt als eines der Leuchtturmprojekte gefeatured, und sie hat ja jetzt auch die Bewilligung erhalten.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Jetzt kann man sich fragen: Warum gibt es das Projektlabor Wissenschaftskommunikation so nicht mehr? Wo gab es Probleme? – Die BUA, die uns selbst als Leuchtturm identifiziert hat, hat die komplette Wisskomm-Förderlinie vorzeitig gestrichen, hat uns also die Finanzierung entzogen, und das hat das Ganze extrem schwierig gemacht. Die Verstetigung war extrem schwierig, weil sich institutionell niemand für Wissenschaftskommunikation zuständig fühlt. Wissenschaftskommunikation ist, wie wir wissen, in allen Fächern relevant, aber nirgends klar verankert. Das heißt, im internationalen Vergleich fehlen eigenständige Strukturen, so etwas wie spezielle Professuren, und es fehlen natürlich dauerhafte Strukturen, Finanzierung und Anerkennung für Studierende sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Was wären meine Strategien zur Stärkung des lebenslangen Lernens am Wissenschaftsstandort Berlin? – Wissenschaftskommunikation sollte als integraler Bestandteil der Ausbildung mit Leistungspunkten anerkannt werden. Wissenschaftskommunikation sollte an Hochschulen verankert werden, zum Beispiel durch Professuren oder Stellen für Wissenschaftskommunika-

tionspraktikerinnen und -praktiker, also Leute, die das nicht nur untersuchen, sondern wirklich auch machen. Wissenschaftskommunikation sollte außerdem bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stärker honoriert werden. Man könnte zum Beispiel in die Ausschreibung von Professuren ein Wisskomm-Kriterium aufnehmen oder gegebenenfalls Wissenschaftskommunikationsaktivitäten als Veröffentlichung zählen. Dann ist extrem wichtig, solche Schnittstellen zwischen Universität und Gesellschaft zu fördern, die zum lebenslangen Lernen beitragen, wie das Art Laboratory oder der Experimental Stage Project e. V. Solche Vereine sollten gefördert werden. – Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen herzlichen Dank! – Dann setzen wir mit Frau Prof. Dr. Sasse fort.

Dr. Gwendolyn Sasse (ZOiS): Vielen Dank für die Einladung! Ich bin die Wissenschaftliche Direktorin des Zentrums für Osteuropa- und internationale Studien – ZOiS –. Dieses leite ich seit der Gründung 2016 zusammen mit meinem Kollegen, dem Administrativen Geschäftsführer Dr. Christian Schaich. Ich bin außerdem Einstein-Profil-Professorin an der Humboldt-Universität und habe dort einen Lehrstuhl für Vergleichende Demokratie- und Autoritarismusforschung. Diese ist aber nicht an die Struktur des ZOiS gekoppelt.

Das ZOiS ist ein unabhängiges, vom Bund finanziertes Forschungsinstitut. Der institutionelle Zuwendungsgeber ist das Auswärtige Amt. Darüber hinaus werben wir zahlreiche Drittmittel ein. So sind wir zum Beispiel eine von sechs Forschungseinrichtungen, die am Exzellenzcluster SCRIPTS mitwirken. Das ZOiS konzentriert sich auf die gesellschaftsrelevante sozialwissenschaftliche Forschung zu Osteuropa – sehr breit definiert –, die Nachwuchsförderung und die Wissenschaftskommunikation. Dies sind unsere drei Satzungsziele. In der Wissenschaftskommunikation sehen wir uns eng mit den Zielen des lebenslangen Lernens verbunden.

Die Bedeutung dezidiert Regionalforschung ist heute inmitten Russlands Krieg gegen die Ukraine ersichtlicher als je zuvor. Der Bedarf an fundiertem Wissen, das merken wir jeden Tag, ist sehr groß. Zugleich sind die Forschung und die Kommunikation in Kriegszeiten mit zahlreichen und zum Teil neuen Herausforderungen verknüpft. Auch diese gilt es, im Sinne der Wissenschaftskommunikation transparent und verständlich zu kommunizieren. Zu unseren Forschungsschwerpunkten gehören Themen wie gesellschaftliche Einstellungen in Kriegen, zum Beispiel Demokratisierung, Autokratisierung, Migration, Flucht, Jugend, intergenerationaler Wandel, politische Ökonomie und vieles mehr. Dabei ist uns aber sehr wichtig, auch in der Wissenschaftskommunikation zu signalisieren, dass Osteuropa nicht erst irgendwo im Osten beginnt, sondern in verschiedenen Formen hierzulande sehr präsent ist, sei es zum Beispiel durch Migration, Flucht und Desinformation.

Die Wissenschaftskommunikation, wie wir alle wissen, unterstützt lebenslanges Lernen, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse verständlich und zugänglich macht, aber auch die Prozesse hinter dem wissenschaftlichen Arbeiten nachvollziehbar macht. Damit kann sie das Vertrauen in die Wissenschaft fördern. Das heißt, ein Institut wie das ZOiS ist damit beschäftigt, Orientierungswissen bereitzustellen, das dann hoffentlich auch die demokratische Resilienz stärkt. Ein Institut wie unseres muss mit einer ganzen Bandbreite von Maßnahmen arbeiten. Ich möchte kurz fünf Typen von Maßnahmen skizzieren und ein paar Beispiele geben. Details dazu finden Sie auf unserer Website.

Die erste Maßnahme sind niedrigschwellige Informationsangebote. Da ist zum Beispiel unser Podcast Roundtable Osteuropa zu nennen, in dem wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit verschiedenen Gesprächspartnerinnen und -partnern zusammenbringen und hofentlich im lockeren Format aktuelle Ereignisse einordnen und dabei auch wissenschaftlichen Input unterbringen. Wir veröffentlichen außerdem zweiwöchentlich einen kurzen Blog, das ZOiS Spotlight, auf Deutsch und Englisch. Das ist ungefähr in 800 Worten ein Versuch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – wir schreiben immer Wissenschaftler*innen bei uns –, ein Thema kurz einzuordnen, meistens eines mit tagespolitischem, aktuellem Bezug. Ein Beispiel, das mir sehr am Herzen liegt, sind unsere Erklärvideos. In zwei Reihen haben wir mit der Bundeszentrale für politische Bildung zusammengearbeitet und dieses kurze Erklärformat, ein Videoformat, entwickelt, in dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Ihnen in drei Minuten alles erzählen, was Sie zu einem Thema brauchen – nicht ganz, aber so haben wir es gefasst; zum Beispiel, was man über die Ukraine wissen sollte. Schauen Sie gerne einmal in diese Reihe hinein, die sehr gut läuft.

Eine zweite Maßnahme sind Dialog- und Beteiligungsformate. Da möchte ich ein Beispiel herausgreifen, bei dem es meiner Meinung nach sehr gut gelungen ist, in einen inter- und auch transdisziplinären Austausch zu kommen. Wir führen am ZOiS Interviewforschung zu den Geflüchteten aus der Ukraine über einen längeren Zeitraum durch. Wir interviewen und re-interviewen diese Menschen über diesen längeren Zeitraum, also eine Art Oral History im Jetzt. Wir haben diese Forschung, diese Ergebnisse in einen Dialog mit einem Playback Theater, also einem Improvisationstheater, gesetzt, das im Moment dann in dem Raum die Erfahrungen von Leuten im Zuschauerraum aufgreift, darunter viele Geflüchtete, und diese Erfahrungen im Improvisationstheater darstellt. Unsere Forschung ist in diese Vorbereitung eingeflossen, und dann sind auch wieder Dinge aus diesem Austausch in unsere Arbeit eingeflossen. Beteiligungsformate dieser Art sind natürlich mittel- oder längerfristiger Natur und auch ressourcen- und zeitintensiv, aber, glaube ich, ein sehr gutes Beispiel, wie das lebenslange Lernen funktionieren und sich an aktuellen Themen orientieren kann.

Eine dritte Maßnahme sind die Bildungs- und Vermittlungsprogramme, die zwar viele Institutionen anbieten, aber uns ist es zum Beispiel bei Podiumsdiskussionen am ZOiS oder wenn wir an anderen Orten sind, wichtig, die Podien immer sehr divers zu besetzen. Neben Wissenschaft wären also immer Kulturschaffende und häufig auch Vertreterinnen und Vertreter aus der Politik an der Diskussion beteiligt. Zu diesen Bildungs- und Vermittlungsprogrammen gehört auch unser Programm Schule@ZOiS. Zum Beispiel haben wir uns intensiv nach Beginn der vullumfänglichen Invasion Russlands in die Ukraine sehr niedrigschwellig in Schulen, in Klassen, häufig auf dem Fußboden sitzend und Fragen beantwortend, eingebracht. Wir sind aber auch an weiteren längerfristigen Kooperationen mit Schulen interessiert.

Die vierte Maßnahme ist, die Wissenschaft in den öffentlichen Raum zu bringen, und da sind wir sehr aktiv. Hier sehe ich auch das größte Potenzial, dies über Kooperationen mit verschiedenen Institutionen weiterzuentwickeln. Wir haben zum Beispiel Reihen entwickelt, und ich glaube, darin liegt ein gutes Element, eine Kooperation längerfristig zu gestalten. Beispielsweise gehen wir zweimal im Jahr an die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und gestalten gemeinsame thematische Abende. Wir haben eine Reihe mit dem Museum Berlin-Karlshorst, die „Geschichte(n) schreiben“ heißt und in der es um die Verbindung von Geschichte und Literatur zum Zweiten Weltkrieg geht. Wir sind häufig im Kino Krokodil präsent, zum Teil mit Arbeiten aus der visuellen Anthropologie, die dort als Dokumentarfilme

gezeigt und in ein Diskussionsformat eingebaut werden. Wir führen mit der Stiftung Berliner Mauer die Reihe „Leben in Diktaturen“ durch, in der wir ausgehend vom Beispiel der DDR verschiedene osteuropäische Beispiele einbringen. Mit dieser Art von Kooperationen erschließen wir uns jedes Mal unterschiedliche Zielpublika, die nicht unbedingt oder nicht sofort den Weg an das ZOiS finden würden – einige Veranstaltungen finden auch bei uns im Haus statt.

Die fünfte Maßnahme sind eher klassisch Medien- und Pressearbeit und Expertise. Dazu muss ich eigentlich nicht viel sagen, außer vielleicht ein Format zu nennen, nämlich unsere Expert*innenstimme. Darin versuchen wir bei aktuellen Ereignissen, in fünf Fragen und fünf Antworten kurz, insbesondere für die Medien, etwas aufzubereiten.

Was die Strategie angeht: Uns geht es natürlich um die wissenschaftlichen Inhalte, aber vor allem auch darum – und das wird zunehmend wichtig –, die Prozesse hinter der Forschung, und auch hinter der Forschung in politisch schwierigen Zeiten und politisch schwierigen Kontexten, zu vermitteln. Das ist ressourcenintensiv. Ich denke vor allem an die Ressource Zeit und auch die Tatsache – das klang eben bei meinem Vorredner schon an –, dass Wissenschaftskommunikation im Wissenschaftsbetrieb honoriert wird. Es geht bei der Bandbreite von Angeboten meiner Ansicht nach vor allem um interessante Kooperationen und darum, sich längerfristig neue Räume in bestehenden Kooperationen zu erschließen und damit verschiedene Zielpublika zu erreichen. – Damit schließe ich erst einmal. Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen herzlichen Dank! – Dann ist jetzt Frau Dr. Schulz an der Reihe.

Dr. Alexandra Schulz (ZEWK TU Berlin): Sehr geehrte Frau Vorsitzende! Sehr geehrte Abgeordnete! Vielen Dank auch für die Einladung meinerseits! Mein Name ist Alexandra Schulz, ich leite an der Zentraleinrichtung Wissenschaftliche Weiterbildung und Kooperation an der TU Berlin das Zertifikatsprogramm Wissenschaftskommunikation. Bevor ich dazu gleich noch ein bisschen ausführlicher komme, lassen Sie mich zwei Aspekte nennen – die auch sehr gut an meine Vorrednerinnen und Vorredner anschließen –, die uns dabei wichtig sind beziehungsweise die wir immer im Blick haben:

Der eine Punkt ist, dass es gerade in Zeiten, in denen wissenschaftliche Erkenntnisse stärker öffentlich diskutiert werden, aus unserer Sicht sehr wichtig ist, dass Forschende selbst an diesem mitunter kritischen Diskurs teilnehmen können – wie auch immer das dann im Einzelfall aussieht, das kann sicher sehr unterschiedlich sein – und dass Forschung erklärbar bleibt. Dabei geht es vielleicht weniger um die ganz konkreten Ergebnisse, sondern darum zu zeigen, wie man eigentlich dort hingekommen ist und dass Dinge eben nicht nur schwarz-weiß oder richtig und falsch sind, sondern dass hinter ganz vielen wissenschaftlichen Erkenntnissen sehr lange Forschungswege und viele lange Nächte im Labor stehen – und selten auch eindeutige Antworten. Ich glaube, das ist kein Mangel, das ist eigentlich eine Stärke von Wissenschaft. Es ist sicher wünschenswert, dass man vermitteln kann, dass es sich lohnt, immer wieder hinter die Kulissen zu blicken, wirklich zu schauen, was hinter den Dingen steckt, und ein bisschen tiefer einzusteigen, weil einem die Komplexität vieler Fragestellungen dann überhaupt erst klar wird. Ich denke, es ist ein Wert für sich, wenn das gelingt, dass man da immer wieder etwas genauer hinschaut.

Das andere ist – dazu muss ich vielleicht sagen, dass ich Ingenieurin bin, zu dem Thema Elektrofahrzeuge in gewerblichen Flotten promoviert habe und auch aus dieser Perspektive eine Brille aufhabe: Ich bin überzeugt davon, dass Wissenschaftskommunikation an manchen Stellen Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit zurückgeben kann. Wer täglich medialer Berichterstattung folgt, könnte nämlich manchmal den Eindruck gewinnen, dass wir in relevanten Feldern den Anschluss verpasst haben und dass andere große Nationen da schon etwas weiter sind. Vielleicht stimmt das auch für manche Bereiche, aber es stimmt mit Sicherheit nicht in der Breite, denn es gibt ganz viele Felder, in denen sehr kluge Köpfe mit großem Engagement an Lösungen für morgen arbeiten. Das ist aus meiner Sicht oft weit weniger sichtbar, als es eigentlich sein sollte. Wenn es also Wissenschaftskommunikation gelingt, auch das wieder ein bisschen mehr ins Licht zu rücken, dann ist, glaube ich, viel gewonnen.

Jetzt komme ich zum Programm: Die gute Nachricht ist, dass man Wissenschaftskommunikation lernen kann. Es ist ein Handwerk mit einer, sagen wir, strategischen und einer handwerklichen Dimension, und ich möchte daher heute gerne meine Erfahrungen aus dem Zertifikatsprogramm Wissenschaftskommunikation an der TU einbringen. Das ist ein Programm, das wir 2020 angeregt durch ein Transfer-Audit in Kooperation mit unserer Pressestelle entwickelt haben und das zu den wenigen strukturierten Angeboten dieser Größenordnung an einer deutschen Universität gehört. Das Programm beginnt auch ganz bewusst mit der strategischen Frage: Wen will ich eigentlich erreichen, mit welchem Ziel und mit welcher Botschaft? Alle Teilnehmenden starten also mit einem gemeinsamen Auftaktmodul, und dann öffnet sich ein ganz breites Angebot aus Querschnittsthemen und verschiedenen Basis- und Vertiefungskursen, von Medientraining über journalistische Schreibformate bis hin zu Science Blogging und Social Media – also eigentlich fast alles, was man sich in diesem Feld so vorstellen kann. Wir sind außerdem in der glücklichen Situation, dass wir Forschenden im Moment anbieten können, in einem eigenen Podcast- und Videostudio Aufnahmen zu machen, wenn sie das gern im Rahmen ihrer Wissenschaftskommunikation machen möchten – vielleicht bei dem eigenen Praxisprojekt, das immer am Ende eines jeden Programms steht.

Die meisten Teilnehmenden brauchen für das Programm ungefähr eineinhalb bis zwei Jahre, denn sie machen das neben Forschung und Lehre. Der Gesamtumfang entspricht circa 150 Stunden. Das heißt, das ist kein Kompaktformat, bei dem man sich einmal anschaut, wie es grundsätzlich gehen könnte, sondern es ist richtige Kompetenzentwicklung. Damit das gelingt, bieten wir pro Semester circa 25 Kurse in dem Bereich an, die theoretisch auch unabhängig vom Zertifikat besucht werden können, und haben da aktuell ungefähr 300 Teilnehmende pro Semester. Im Zertifikatsprogramm selbst sind knapp 100 Personen eingeschrieben. Was die bisherigen Absolventinnen und Absolventen umgesetzt haben, reicht vom Blogbeitrag über Emotionen im Fußball über einen Science-Slam zu Geometrie bis hin zum Graphic Recording zur Neuen Seidenstraße eigentlich quer durch alle Disziplinen. Weil das vorhin schon einmal aufkam: Auch das Thema Schule ist für viele Forschende interessanterweise sehr attraktiv, also zu schauen, was sie in Schulen anbieten könnten. Das letzte war so ein kleines Projekt – Doktor KI hat nun Zeit für Sie –, das ich sehr nett fand und das auch sehr gut ankam.

Diese Vielfalt in den Themen – ich komme ja von der TU – ist nur deshalb möglich, weil wir uns 2022 entschieden haben, das Programm innerhalb der Berlin University Alliance für die anderen Hochschulen im Verbund zu öffnen. Das heißt, Teilnehmende kommen auch aus HU, FU und Charité. Der Mehrwert entsteht dabei nicht nur quantitativ, sondern wenn Menschen

aus verschiedenen Disziplinen in den Kursen zusammenkommen, entstehen einfach noch einmal ganz andere Perspektiven und man lernt auch andere Fachlogiken kennen, die man so vielleicht aus dem näheren Umfeld nicht kennt. Das wird zumindest von den Teilnehmenden regelmäßig als sehr bereichernd zurückgemeldet. Dazu vielleicht noch eine Bemerkung: Von den Kollegen aus anderen Hochschulen höre ich häufiger, dass sich die Wisskomm-Aktivitäten dort vor allem stärker in den MINT-Fächern bündeln. Das, muss ich sagen, kann ich für unser Programm nicht bestätigen. Wir haben querbeet aus allen Disziplinen Personen vertreten.

Bei uns intern hat das Thema auch Schnittmengen mit dem Forschungsmanagement, mit Transfer und Karriereentwicklung, denn Wissenschaftskommunikation ist für viele eine berufliche Option, einfach aus Interesse daran oder weil sie der Wissenschaft gern verbunden bleiben möchten, auch wenn sie keine rein akademische Karriere anstreben. Wer seine Arbeit verständlich kommunizieren kann, kann ein starkes Profil entwickeln und ist damit sichtbarer in der Fachcommunity, aber perspektivisch auch gegenüber Fördermittelgebern oder in der Öffentlichkeit.

Wissenschaftskommunikation kann damit ein Baustein sein, um die Karriere aktiv zu gestalten. Berlin bietet viele Möglichkeiten, damit gut zu starten. Es gibt sehr viele Formate, von der Langen Nacht der Wissenschaften über die Berlin Science Week bis hin zu zahlreichen Science Slams, die zeigen, wie groß das Interesse der Gesellschaft ist, hier mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern direkt in Kontakt zu kommen. Dafür braucht man aber Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die nicht nur motiviert sind, sondern die es auch gut können – und das zahlt, denke ich, unmittelbar auf das ein, was Berlin als Wissenschaftsstandort sichtbar macht.

Kurzum: Die Motivation von vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist da, die Zeit, ehrlich gesagt, nicht immer. Forschende brauchen Strukturen, die das in der Karriereentwicklung mehr mittragen. Einige Ansätze haben wir gerade schon dazu gehört, auch was die institutionelle Anerkennung angeht. Vielleicht kann man hier in Förderlinien schauen, wie man dieses Thema noch etwas weiter stärken kann.

Mein letzter Punkt: Ich glaube, dass Wissenschaftskommunikation, auch wenn wir das jetzt eher aus der Perspektive externer Wissenschaftskommunikation betrachtet haben, nicht nur darauf einzahlt. Sondern es ist auch in inter- und transdisziplinären Projekten sehr hilfreich, wenn man Kolleginnen und Kollegen erklären kann, was genau man in der Forschung macht, und in dieser Zusammenarbeit hilft eine gute Kenntnis, wie man das macht, enorm viel. Gerade an so einem Verbundstandort wie Berlin mit der BUA, mit einer Vielzahl an außeruniversitären Forschungseinrichtungen und dem BR50 ist das ein Mehrwert. – Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen herzlichen Dank! – Frau Dr. Sprondel ist auf dem Weg und wird gleich da sein. Wir starten trotzdem mit der Fragerunde, und ich lese die Redeliste vor: Bisher stehen Frau Dr. Lasić, Herr Schulze, Herr Trefzer und Frau Neugebauer darauf. Wenn Frau Dr. Sprondel gleich eintrifft, dann würden wir für ihre Präsentation kurz unterbrechen. – Frau Dr. Lasić, Sie haben das Wort!

Dr. Maja Lasić (SPD): Vielen Dank! – Vielen Dank für die Beiträge! Allein aus Ihren Schilderungen ist sichtbar, wie unterschiedlich das Thema Wissenschaftskommunikation angegangen werden kann, wie viele verschiedene Aspekte man berücksichtigen kann und vor allen Dingen, in wie viele verschiedene Richtungen man Wissenschaftskommunikation betreiben kann, was auch die Komplexität darlegt. Wir sind das Parlament, das Ihrer Expertise zuhört, und mischen uns damit qua unserer Rolle nicht in die Art der Wissenschaftskommunikation ein, können aber durchaus Rahmenbedingungen beeinflussen.

Deshalb wäre meine Frage an Sie, was Sie sich wünschen würden, was wir an Rahmenbedingungen anders gestalten, um Wissenschaftskommunikation zu erleichtern und es vor allen Dingen Wissenschaftlern leichter zu machen, damit sie dies als ihre Aufgabe begreifen, also nicht nur das Forschen per se, sondern auch das Kommunizieren der Wissenschaft in die Stadtgesellschaft hinein. Was müssen wir machen, damit dies erfolgreicher gelingt? Falls Sie Wünsche für Ihre jeweilige Organisation haben, wäre das hier ein hervorragender Zeitpunkt, um sie zu adressieren.

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen Dank! – Herr Schulze ist an der Reihe.

Tobias Schulze (LINKE): Vielen Dank für Ihre Ausführungen! Das war sehr interessant, auch das unterschiedliche Spektrum. Ich will eine Vorbemerkung machen: Wir merken an vielen Stellen – ich weiß nicht, ob Sie das bestätigen können –, dass sich Wissenschaft in einer Legitimationskrise befindet. Das schlägt sich haushälterisch nieder, aber es schlägt sich auch in öffentlichen Debatten und in Angriffen auf die Wissenschaft nieder. Deswegen kommt der Wissenschaftskommunikation so eine hohe Bedeutung zu – in diesen Zeiten höher als früher, wo Wissenschaftsförderung eine Selbstverständlichkeit und der Wert immer anerkannt war. Das ist jetzt nicht mehr per se so, sondern die Wissenschaft und auch wir als Wissenschaftspolitik müssen uns immer neu rechtfertigen und für die öffentliche Förderung von Wissenschaft neue Begründungszusammenhänge finden. Deswegen will ich Ihnen erst einmal für Ihr Engagement danken, und ich glaube, dass wir die Wissenschaftskommunikation eher ausbauen als zurückfahren müssen, um klarzumachen, was in unserer Gesellschaft alles auf dem aufgebaut wurde, was in der Wissenschaft begonnen hat und entwickelt wurde. Deswegen bin auch ich sehr dankbar für die Anhörung heute.

Ich möchte an alle die Frage stellen, wie Sie das einschätzen: Ist in Ihrer Einrichtung, ob in der BUA, den Universitäten oder dem ZOiS, die Wissenschaftskommunikation eher ein Add-on, oder könnte man sagen, dass Wissenschaftskommunikation, also in die Öffentlichkeit, nach draußen gehen, schon ein integraler Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit ist, sodass Sie eigentlich nur auf dem aufsetzen müssen, was sowieso gemacht wird? Vielleicht können Sie das einmal darstellen. Oder sagen Sie: Das Thema Kommunikation nach außen und vielleicht auch das Thema Dialog mit der Gesellschaft müssten eigentlich noch viel stärker in den wissenschaftlichen Arbeitsprozess hinein? Vielleicht können Sie dazu noch etwas sagen.

Dann habe ich zwei Fragen an Herrn Dr. Richter. Die erste Frage ist: Wieso ist das bei Ihnen in der BUA gestrichen worden? Nach unserer Kenntnis ist in der BUA selbst kein Geld gekürzt worden, sondern die Mittel stehen weiter zur Verfügung. Vielleicht können Sie dazu etwas sagen. Die zweite Frage ist: Welche Karriereoptionen gibt es für Menschen, die einen Schwerpunkt Wissenschaftskommunikation machen? Vielleicht können Sie darauf auch alle antworten. Kann man heute als junge Wissenschaftlerin beziehungsweise junger Wissenschaftler mit dem Schwerpunkt Wissenschaftskommunikation in der Wissenschaft irgendetwas werden, oder macht man das quasi nebenbei?

Eine dritte Frage, auch an Sie alle: Unsere Gesellschaft, gerade in Berlin, wird diverser, und wir haben demnächst eine migrantisch geprägte Mehrheit in unserer Stadt. Inwieweit spiegelt sich das in veränderten Strategien für Wissenschaftskommunikation wieder? Wir haben vorher gehört, dass die Studienkohorten weniger werden. Wir müssen also auch neue Zielgruppen für das Studium und insgesamt für die wissenschaftliche Arbeit erschließen. Wie reflektieren Sie das, und wie bauen Sie das in Ihre Arbeit ein?

Dann habe ich Fragen an den Senat: Sie arbeiten ja eigentlich an einer Strategie für die Wissenschaftskommunikation. Diese sollte, nachdem sie auf Eis gelegt worden ist, im vierten Quartal 2025 weiter erarbeitet und 2026 vorgestellt werden. Können Sie sagen, wie der Stand ist, und ob diese Strategie noch in diesem Jahr kommt oder nicht?

Die zweite Frage bezieht sich auf die Kürzungen: Wir haben als Haushaltsgesetzgeber, also die Koalition mit ihrer Mehrheit, die Mittel für Wissenschaftskommunikation von 1,8 Millionen Euro im Jahr 2025 auf 800 000 Euro in den Jahren 2026 und 2027 gekürzt. Da sind Mittel für die Berlin Science Week und so weiter enthalten. Vielleicht können Sie sagen, ob die Berlin Science Week in dieser Form überhaupt stattfinden kann, und ob die bisherigen Programme für Wissenschaftskommunikation durch diese Kürzungen in Gefahr sind.

Eine Frage an Sie alle und an den Senat: Brauchen wir eigentlich – darüber diskutieren wir schon lange – eine übergreifende Struktur, die Wissenschaftskommunikation in Berlin besser koordiniert? Wir haben viele Einrichtungen, die Wissenschaftskommunikation machen. Es geht aber nicht nur um Kommunikation, sagen wir einmal, an Schülerinnen und Schüler oder an ältere Menschen, sondern es geht auch um internationale Kommunikation, die den Wissenschaftsstandort darstellt und durch die Berlin mit seiner unfassbaren Vielfalt an Einrichtungen und Forschungszweigen auch international präsentiert wird. Wir hatten überlegt, noch die Einstein Stiftung, die auch Wissenschaftskommunikation macht, oder ähnliche Player einzuladen. Vielleicht können Sie sagen, ob wir ein Gremium brauchen, in dem Sie alle zusammensitzen, sich über Wissenschaftskommunikation abstimmen und besprechen: Wer bedient welche Zielgruppen, und wo soll das hingehen? – Wenn wir ein solches Gremium brauchen: Wer sollte oder könnte das einberufen? – Das wären meine Fragen. Danke schön!

Franziska Brychcy (LINKE): Vielen Dank! – Dann ist jetzt Herr Trefzer an der Reihe.

Martin Trefzer (AfD): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Vielen Dank an die Anzuhörenden für Ihre engagierten Statements und auch für die unterschiedlichen Perspektiven, die Sie uns hier aufgezeigt haben! Sie haben unglaublich viele positive Beispiele genannt, aber ich möchte mich jetzt naturgemäß auf die Konfliktfelder und auf die vielleicht offenen und zu diskutierenden Fragen konzentrieren.

Der erste Punkt ist das Verhältnis von Wissenschaftskommunikation zu den Medien und auch die Rolle der Medien in der Wissenschaftskommunikation. Die Medien sind in der Vergangenheit von einzelnen Wissenschaftlern immer wieder stark kritisiert worden, dass sie sensationslüstern oder gemäß den Gesetzen der Unterhaltungslogik über Wissenschaft berichtet hätten. Das liegt auf der Hand und ist einfach dem Gesetz der Aufmerksamkeit geschuldet. Da werden dann Studien herausgegriffen und auf einzelne Aspekte reduziert. Es wird gar nicht erwähnt, dass möglicherweise diese Studien gar nicht replizierbar sind. Die differenzierte Auseinandersetzung fehlt.

Deswegen meine Frage: Was kann man vielleicht in Sachen Wissenschaftskommunikation auf der Seite der Medien noch verändern? Sie sprachen von Wissenschaftskommunikation als Handwerk, als kompliziertem Prozess. Was kann man vielleicht auf der Seite der Medien in den Fokus nehmen, um das ein bisschen sachgerechter darzustellen? Oder ist diese Kritik ein Stück weit überzogen, und lässt sich das vielleicht gar nicht korrigieren? Es ist klar: Diese komplizierten Fragen des permanenten Zweifels, des Offenhaltens der Fragen, der Verifikation und Falsifikation sind natürlich schwer zu vermitteln, aber wenn ich Sie richtig verstanden habe, ist es auch ein ganz zentrales Anliegen, die komplexen Prozesse hinter der Wissenschaft deutlich zu machen, also mehr das Fragen als die Ergebnisse in den Vordergrund zu stellen. Was könnte man an der Stelle vielleicht noch machen?

Zu dem Thema Aufgaben der Wissenschaftskommunikation: Was sind eigentlich die übergeordneten Aufgaben der Wissenschaftskommunikation? Auf individueller Ebene des einzelnen Wissenschaftlers, des einzelnen Forschers haben Sie das deutlich gemacht. Es gibt unterschiedliche Ansätze, Wissenschaftskommunikation als Handwerk zu erlernen und Wissenschaftskommunikation auch im Wissenschaftsbetrieb stärker zu honorieren, beispielsweise durch Creditpoints oder überhaupt Möglichkeiten, Karrierepfade im Bereich Wissenschaftskommunikation zu eröffnen.

Ich wollte aber eher auf den etwas weniger individuellen, sondern den übergeordneten metapolitischen Aspekt beim Thema Wissenschaftskommunikation eingehen. Da gibt es unterschiedliche Ansätze. Ich habe zum Beispiel bei dem Soziologen Holger Lengfeld gelesen, dass Wissenschaftskommunikation die Aufgabe hätte, auch Handlungsempfehlungen zu geben. Da stellt sich natürlich die Frage nach der Nähe von Wissenschaftskommunikation zur wissenschaftlichen Politikberatung und zum Umgang von Wissenschaft mit Politik. Es gab einen 10-Punkte-Plan zur Wissenschaftskommunikation von der Allianz der Wissenschaftsorganisationen, in dem ich nachgelesen habe, dass die Mitglieder dieser Allianz vermehrt Stellung zu aktuellen gesellschaftlichen Fragen beziehen sollen. Da werden immer wieder die Beispiele genannt, die gerade virulent sind, also Künstliche Intelligenz, Klimawandel, die Dinge, die uns bewegen.

Hier stellt sich die Frage nach den Grenzen einer engagierten Wissenschaft und einer Wissenschaft, die auch auf Politikberatung abzielt. Wie sind da Ihre Erfahrungen? Wie sind da Ihre Einschätzungen? Wie sind da Ihre Empfehlungen, sodass Wissenschaft und Politik noch unterschieden bleiben? Ich denke zum Beispiel an den klassischen Ansatz von Max Weber, der gesagt hat, Wissenschaft kann sich zum Sein äußern, sie sollte sich aber nicht zum Sollen äußern. Man hat manchmal schon den Eindruck, dass diese Grenze in der Vergangenheit doch

sehr bewusst überschritten worden ist. Wie politisch sollen Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation sein?

Herr Schulze hat das angeschnitten. Es spielt eine große Rolle, auch vor dem Hintergrund der Polarisierung in der Gesellschaft, wie sich Wissenschaft positioniert. Sie kann wichtige Impulse für diese gesellschaftlichen Prozesse und für den gesellschaftlichen Austausch geben, aber sie ist natürlich als engagierte Wissenschaft auch in der Gefahr, dass sie in diese Polarisierung hineingezogen wird. Wir sehen das bei den Debatten um Klimawandel, Migration und Künstliche Intelligenz. Es gibt viele Fragen, die dort mit hineinspielen. Wo ist also die Grenze bei dem Thema Politisierung der Wissenschaft, und wie schätzen Sie die Gefahr ein, dass Vertrauen verloren geht, wenn Wissenschaft zu politisch agiert?

Stichwort Vertrauen in die Wissenschaft: Diese Zielformulierung hört man immer wieder. Es muss darum gehen, das Vertrauen in Wissenschaft zu fördern. Wenn man die Sache wissenschaftlich betrachtet, ist Vertrauen aber nicht unbedingt etwas, das mit einer wissenschaftlichen Herangehensweise in Einklang zu bringen ist. Vertrauen ist erst einmal keine wissenschaftliche Haltung. Es geht darum, dass man über Zweifel und über die Offenheit der Forschungsprozesse redet. Sie haben ganz gut deutlich gemacht, Frau Dr. Sasse und Frau Dr. Schulz, dass es wesentliche Aspekte sind, diese Komplexität und die Offenheit der Frage zu verdeutlichen, dass also nicht Wissenschaftskommunikation irgendetwas von oben herab verkündet, sondern dass man die Leute mitnimmt, dass das offene Fragen sind, dass das Prozesse sind, die auch ganz anders beantwortet werden können, oder dass man gleich das Spektrum möglicher Antworten aufmacht und dann sehr gut begründet, warum man welche Präferenzen bei verschiedenen komplizierteren Fragestellungen hat.

Dann habe ich mir den Punkt notiert: Was können denn die Inhalte der Forschungskommunikation sein? Jeder Wissenschaftler hat natürlich sein Feld und will das in irgendeiner Art und Weise einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Aber vielleicht noch einmal aus der Perspektive des Wissenschaftlers, der sich so vielen Fragen stellt: Welche Möglichkeiten gibt es denn für den Wissenschaftler, zu erkennen, dass er Fragen hat, die vielleicht von einem größeren öffentlichen Interesse sind, oder die es wert sind, dass man sich da in der Wissenschaftskommunikation besonders hineinkniet? Dass nicht alles gleich interessant ist, liegt auf der Hand, aber gibt es für den einzelnen Wissenschaftler Möglichkeiten, zu erkennen, was besonders relevant ist?

Dann finde ich beim Thema Motivation, dass man ganz transparent und offen sein muss, dass es unterschiedliche Motive für Wissenschaftskommunikation gibt. Das halte ich für ganz wichtig. Es gibt ganz banale Gründe. Man macht Wissenschaftskommunikation, weil man in irgendeiner Ausschreibung ein bestimmtes Ziel erreichen will. Man will bekannt machen, was man macht, und will Mittel dafür bekommen. Das ist ein ganz logischer und normaler Vorgang in der Wissenschaftskommunikation. Aber dann geht es natürlich auch um Fragen von Interessen. Auf welchen Nutzen zielt diese Forschung für den Wissenschaftsbetrieb oder auch die Gesellschaft ab? Aber da sehe ich jetzt keinen Widerspruch, und das haben Sie auch deutlich gemacht. Das wäre mein Petitum, dass man diese Motive ganz ehrlich deutlich macht, worum es einem geht, wenn man ein Anliegen hat oder wenn man Forschungsgelder braucht, dass man sagt: Okay, darum geht es mir –, und dass man nicht versucht, das auf einer höheren Ebene zu umgehen.

Zum Abschluss noch eine Frage zum Thema Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftssprache: Frau Rapp! Sie haben gesagt, dass Ihre Materialien auf Deutsch und Englisch veröffentlicht worden sind. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass viele Wissenschaftsfelder und auch die Wissenschaftskommunikation nur noch auf Englisch stattfinden, was natürlich ein Problem ist, für den Laien Dinge verständlich und einfach rezipieren zu können. Welche Rolle spielt Sprache? Wie würden Sie das einschätzen? Ist es ein Problem, dass immer mehr nur noch auf Englisch kommuniziert wird? Müsste es nicht darum gehen, dass man zumindest Summaries und die Quintessenz der Forschung dann auch auf Deutsch kommuniziert? – Danke schön! Das waren meine Fragen.

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen Dank! – Herzlich willkommen, Frau Dr. Sprondel! Danke, dass Sie es noch möglich gemacht haben, zu uns zu stoßen. Mit Einverständnis des Ausschusses würde ich Ihnen jetzt die Möglichkeit geben, fünf Minuten Ihren Input zu halten. Danach setzen wir die Fragerunde der Abgeordneten fort. Frau Neugebauer, Frau Brauner und Herr Hopp stehen noch auf der Redeliste. Frau Dr. Lasić, Herr Schulze und Herr Trefzer haben schon gesprochen, aber wenn es explizit um die Urania geht, dann dürfen Sie sich natürlich gerne noch einmal melden. Anschließend hören wir den Senat, und dann haben die Anzuhörenden die Möglichkeit, gesammelt die Fragen zu beantworten. – Frau Dr. Sprondel, Sie haben das Wort!

Dr. Johanna Sprondel (Urania Berlin e. V.): Vielen herzlichen Dank! – Nochmals von meiner Seite die Bitte um Entschuldigung, und vielen Dank für Ihr Verständnis, dass ich erst jetzt hinzustoßen kann! – Entschuldigen Sie bitte, liebe Kolleginnen und Kollegen, dass ich Ihren Input verpassen musste!

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Ganz kurz zu meiner Person: Ich bin seit 2023 Direktorin der Urania Berlin und seit etwa einem Jahr auch Vorstandsvorsitzende der Urania Berlin.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Für all jene, die das vielleicht nicht so parat haben: Die Urania Berlin ist im Ausgang der Kosmos-Vorlesungen von Alexander von Humboldt gegründet worden. Warum ist das wichtig? – Weil Alexander von Humboldt als Ziel dieser Kosmos-Vorlesungen hatte, Fachwissen einem breiten Publikum zugänglich zu machen, und zwar ganz klar mit dem Gedanken, dass die Bürgerinnen und Bürger jener Zeit, denen kein Zugang zu universitären Einrichtungen gewährt war, dennoch Zugang zu Wissen und Forschung erlangen. Warum war es aus seiner Sicht wichtig, diese Form der Wissenschaftskommunikation voranzutreiben? – Weil er gesagt hat: Wenn wir demokratische Strukturen stützen wollen, dann müssen wir die Leute, heute würde man sagen enablen, an Debatten teilnehmen zu können.

Die Urania selbst ist 1888 gegründet worden. Damals war Sternkunde eines der prominentesten Themen, und deshalb wurde die Urania damals als Sternwarte gegründet. Inzwischen sind wir an einem anderen Ort, nämlich An der Urania im Westen von Berlin, angekommen. Sie haben es wahrscheinlich heute Morgen der Presse entnommen: Gerade geht es bei uns im Alltag in erster Linie um ein Bauprojekt.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Was wir aber insgesamt machen, ist das, womit Humboldt bereits im Wintersemester 1827/28 angetreten ist – und wir machen das, wenn Sie auf die Zahlen schauen, ziemlich erfolgreich. Als ich 2023 übernommen habe, konnten wir das Ganze etwas steigern, von 75 Veranstaltungen 2022 auf 95 Veranstaltungen insgesamt, mit ungefähr einer Versechsfachung der Teilnehmerzahl. Das ging zum Glück so weiter, und selbst im letzten Jahr, in dem wir keine Förderung bekommen haben, haben wir 103 Veranstaltungen mit über 20 000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern gehabt. Insgesamt sind über 200 000 Menschen im Jahr bei uns zu Gast. Im Schnitt sind es 202 Besucher pro Veranstaltung.

Für Sie ist vielleicht auch interessant: Was machen wir? Warum ist das eine andere Form oder, ich sage einmal, eine Graswurzelform von Wissenschaftskommunikation? Wir sitzen im Westen – früher hieß es auf dem Briefkopf sogar vis-à-vis des KaDeWe –, und dennoch machen wir inzwischen Wissenschaftskommunikation von Spandau bis Marzahn und erreichen die gesamte Stadtgesellschaft – und zwar über alle Altersgruppen hinweg und jenseits von dem, was man sozialen Background, in Anführungszeichen, nennen könnte. Ich erwähne das, weil ich glaube, dass es ein zentrales Ziel von Wissenschaftskommunikation sein muss, dass man Bürgerinnen und Bürger unabhängig von Herkunft, Bildungshintergrund oder Wohnort anspricht. Was wir machen, ist eben, Perspektiven zu öffnen. Uns geht es weniger darum, eine bestimmte Position politischer oder wissenschaftlicher Natur zu vertreten. Uns geht es darum, dass unsere Besucherinnen und Besucher nach einer Veranstaltung eine breitere Perspektive auf einzelne Themenbereiche, die in der Veranstaltung thematisiert wurden, haben.

Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Kommenden Freitag haben wir eine Veranstaltung zu Mikroplastik, „Plastik im Kopf“. Jetzt können Sie sagen: Das ist aber nichts, was den gemeinen Bürger interessiert. – Wenn man sich dann in den sozialen Medien umschaute, sieht man, dass seit der Umsetzung der Richtlinie 2019/904 der EU, sprich dem festgemachten Deckel an Plastikflaschen, jede Woche irgendjemand postet, dass er so nicht trinken könne oder dass er beim Milchkarton oder Ähnliches daneben gießen würde. Der Hintergrund ist aber: Mikroplastik, Plastik in den Meeren und damit eben auch gesundheitliche Auswirkungen. – Das vielleicht als kleines Beispiel dafür, warum wir glauben, dass Wissenschaftskommunikation wichtig ist, auch für eine Debattenkultur, denn eine informierte Debatte ist gerade in diesen Zeiten wichtig, in denen wir eigentlich nur noch eine deiktische Diskussion führen, immer auf den anderen zeigen und sagen: Der hat aber die falsche Position. – Das kann man auch gerne weiterhin glauben, aber es ist ganz gut, nachvollziehen zu können, warum jemand welche Position hat.

[Es wird eine Folie gezeigt.]

Das im Grunde zu uns, und zum Abschluss noch das Motto, unter dem Humboldt damals seine Vorlesungen gehalten hat: Mit dem Wissen kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge. – Danke schön!

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen herzlichen Dank für den Input! – Dann setzen wir jetzt mit der Redeliste fort, und Frau Neugebauer ist an der Reihe.

Laura Neugebauer (GRÜNE): Vielen Dank! – Meine erste Frage war eigentlich passend nach dem Redebeitrag von Herrn Trefzer, und zwar: Wir befinden uns gerade in sehr polarisierten Zeiten, und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Wissenschaftskommunikation machen, setzen sich damit teilweise unweigerlich Gefahren aus. Das haben wir in der Vergangenheit bei Leuten gesehen, die mit sehr großer Reichweite Wissenschaftskommunikation machen, und die dann Repressionen, teilweise auch in ihrem Privatleben, erlebt haben. Deswegen ist meine erste Frage: Führt das am Ende dazu, dass Menschen sich dagegen entscheiden, Wissenschaftskommunikation zu machen? Wie gehen Sie in Ihrer Arbeit damit um, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu unterstützen und auch zu schützen, wenn sie sich dafür entscheiden, Wissenschaftskommunikation zu machen?

Wie gehen Sie außerdem damit um, dass wir uns in einem Kontext befinden, in dem zunehmend versucht wird, wissenschaftlichen Konsens in Zweifel zu ziehen – durch False Balancing in der Öffentlichkeit, durch gleichwertiges Darstellen von unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen, die aber in der Bewertung durch Wissenschaft selbst gar nicht so gleichwertig sind, wie sie dargestellt werden? Wie gehen Sie damit um, wenn Forschungsergebnisse hinterfragt werden, und das vielleicht unter dem Deckmantel von vermeintlichem wissenschaftlichen Hinterfragen? Ich mache einmal dieses Spannungsfeld auf. Wie helfen Sie vor allem in der Koordination den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, damit umzugehen?

Dann ist meine nächste Frage: Wer macht nach Ihrer Erfahrung am meisten Wissenschaftskommunikation? Sind es Professorinnen und Professoren? Ist es vielleicht der Mittelbau? Vor allem bei Wissenschaftskommunikation habe ich schon öfter gehört: Du machst ja jetzt Wissenschaftskommunikation, schade, dass du aus der Wissenschaft ausgestiegen bist. – Es wird also als Exit aus dem wissenschaftlichen Arbeiten und der Forschung gesehen, wenn man verstärkt den Fokus auf Wissenschaftskommunikation legt. In diesem Kontext würde mich interessieren, wer es am Ende macht, und wer die Arbeit trägt, die dort passiert, weil das auch eine Frage ist, wie vulnerabel Personen sind, die Wissenschaftskommunikation machen.

Das schließt an die Frage des Kollegen Schulze an, wie sich das auf Karrieren auswirkt, denn auch, wenn man wissenschaftliche Ergebnisse einfach nur in die Gesellschaft kommuniziert, werden sie am Ende politisch konnotiert, weil die Gesellschaft nicht wissenschaftlich, sondern gesellschaftlich über wissenschaftliche Ergebnisse diskutiert. Wir sehen auch gerade den Trend, dass Hochschulen unter Druck gesetzt werden, dass sie sich vermeintlich politisch neutral verhalten sollen, und damit ein Druck auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einhergeht, der dazu führt, dass Äußerungen, die vielleicht reiner wissenschaftskommunikatorischer Natur waren, als politische ausgelegt werden und am Ende negative Auswirkungen auf Karrieren haben können.

Das würde mich interessieren, weil es viel dazu beiträgt, welche wissenschaftlichen Erkenntnisse überhaupt in der gesellschaftlichen Debatte ankommen und welche Stimmen gehört werden. Wir haben Menschen, die vielleicht vulnerabel sind, weil sie mehrfach marginalisiert sind und deswegen auch auf anderen Ebenen angegriffen werden. Sexismus und Rassismus spielen da auch eine Rolle. Die Realität ist: Ein Mann wird im öffentlichen Diskurs anders angegriffen als eine Frau, also eine Forscherin wird anders angegriffen als ein Forscher, wenn ein Dissens da ist. Wie spielt das vielleicht alles mit hinein, wenn es darum geht, wer Wissenschaftskommunikation machen kann? Welche Perspektiven prägen am Ende die gesellschaft-

liche Debatte? Wovon dürfen wir von dem, was in Wissenschaft stattfindet, überhaupt als Gesellschaft lebenslang lernen?

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen Dank! – Wir machen weiter mit Frau Brauner.

Kerstin Brauner (CDU): Vielen Dank! – Wir haben jetzt ganz viele interessante Aspekte, Formen und Formate gesehen, mit denen Wissenschaftskommunikation gut gelingt, also die verschiedensten Dinge. Welche Faktoren und Ansätze sind Ihrer Ansicht nach besonders wichtig, damit es eine gelungene, nachhaltig wirksame und verankernde Wissenschaftskommunikation ist? Die Projekte waren vielfältig. Das ging von Videos und Podcasts, die den Vorteil haben, langfristig verfügbar und abrufbar zu sein, bis hin zu Projekten, die über das eigene Erleben gestalten, wie zum Beispiel die Baumpilze, wo diejenigen, die daran mitwirken, in das Labor und in den Wald gehen. Da stellt sich mir die Frage: Was verankert sich am ehesten? Wo sehen Sie Ihre Leuchttürme, also was sind die gelungensten Projekte? Ich weiß, dass viele Wege zum Erfolg führen und es nicht nur den einen Weg gibt. Liegt die Stärke in der Vielfalt? Oder was würden Sie sagen, welche Faktoren dazu beitragen, eine besonders gelungene und nachhaltig verankernde Wirkung zu erzielen? Das würde mich interessieren. – Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen Dank! – Dann ist jetzt Herr Hopp an der Reihe.

Marcel Hopp (SPD): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Vielen Dank an die Anzuhörenden, vor allem für Ihre Arbeit! Ich möchte mich anschließen: Wir haben eine sehr vielfältige Landschaft an Wissenschaftskommunikation, auf die wir stolz sind und die wichtig ist – vor allem in polarisierenden Zeiten, Frau Neugebauer hat es angesprochen. Wir haben eine wachsende Gruppe einer noch Minderheit, die Politik fernab von wissenschaftlichen Erkenntnissen betreiben will. Deswegen ist der Appell an Neutralität auch mit Vorsicht zu genießen, weil diese Polarisierungstreiber gar kein Interesse daran haben, dass Sie sich äußern, und jedes Informieren darüber, was der Stand der Wissenschaft ist, ist in diesen Zeiten dann gleich politisch. Insofern möchte ich Sie bestärken, weiterzumachen, denn wir brauchen Sie als Wissenschaftskommunikation ganz dringend, um wieder mehr Konstruktivität in einen polarisierten Diskurs hineinzubekommen.

Denn das ist ja das Ziel von Wissenschaftskommunikation: Es geht darum, zu informieren. Es geht darum, Vertrauen in Wissenschaft zu wecken – das übrigens immer noch sehr hoch ist. Auch das ist ein Punkt, der mir wichtig ist. Es geht aber vor allem darum, dass Sie wissenschaftlich aufklären und dass Sie auch einen Weg zu evidenzbasierter Politik aufmachen. Das ist ebenfalls wichtig. Insofern erst einmal ein großer Dank! Ich will jetzt gar nicht nur in der Position sein: Machen Sie mal! –, sondern das ist auch eine Aufgabe, die wir als politischer Betrieb haben. Auch wir müssen unsere Kommunikationswege überdenken, und wir haben da intern, aber ebenso in Runden wie diesen, einen durchaus kritischen Diskurs miteinander.

Ich möchte deswegen kurz auf den Aspekt eingehen: Was ist mit Diskursräumen? Ich habe jetzt wenig von Ihnen wenig gehört, was dazu Ihre Zielsetzung ist. Wir hatten, glaube ich, vor zwei Jahren schon einmal eine Anhörung zur Wissenschaftskommunikation. Da hat das Thema Social Media noch nicht so eine große Rolle gespielt, und deswegen wäre ich froh, mehr darüber zu hören. Ich glaube, Sie alle sind zum Beispiel mit Ihrer Arbeit nicht auf TikTok unterwegs, und da würde ich gern einmal provokant zugespitzt fragen: Warum nicht, und was ist Ihr Plan? Denn es ist ein wichtiger Diskursraum, den wir nicht alleine lassen sollten. Wir haben bundesweit einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die da sehr aktiv sind. Das sind aber Einzelengagements nebenbei. Wir haben noch keine strukturelle Antwort.

Ein Beispiel: Ich habe hineingeschaut und bin ganz begeistert von dem Videoprojekt, was man über die Ukraine wissen sollte. Das ist aber vor allem auf YouTube, wenn ich es richtig gesehen habe, und nicht in Form von Kurzvideos auf Social Media, also dort, wo es im Sinne von Viralität auch Zielgruppen erreichen könnte, die wir eigentlich adressieren wollen. Insofern ist für mich die Frage: Ich glaube, was der nächste Schritt ist, wissen wir schon, aber was sind Ihre nächsten Pläne dahin gehend? Denn insbesondere für die Diskursräume im digitalen Raum, auf Social Media, in denen besonders viel Desinformation und Polarisierung stattfindet, ist Ihre Wissenschaftskommunikation umso wichtiger. Das sage ich ganz explizit auch für analoge Räume. Es ist wichtig, diese in digitale Räume zu übertragen. Deswegen interessiert mich: Wie blicken Sie in die Zukunft? Wo sehen Sie Wissenschaftskommunikation von Ihrem Standpunkt aus in den nächsten zwei, drei, vier Jahren? Natürlich damit verbunden auch die Frage: Wie kann Politik Sie dabei unterstützen? – Vielen Dank!

Vorsitzende Franziska Brychcy: Danke! – Dann ist jetzt Herr Schulze an der Reihe.

Tobias Schulze (LINKE): Danke schön! – Ich habe mich noch einmal gemeldet, als Frau Dr. Sprondel zu uns gestoßen ist. Schön, dass Sie es noch möglich machen konnten! Ich

möchte bei Ihnen noch einmal nachfragen: Wir haben schon 2020 einen Beschluss des Bundestages gehabt, der die Sanierungskosten und die Umbaukosten für die Urania bezuschusst. Mittlerweile sind wir bei ungefähr 33 Millionen Euro, die der Bund zur Verfügung stellen will, allerdings nur noch bis Ende des Jahres. Vielleicht können Sie sagen, wie gerade der Stand bei Ihnen ist, was den Landesanteil angeht, und wie die Gespräche laufen. Ich will auch dem Senat die Frage stellen, ob die Zukunft der Urania gesichert werden kann. Was passiert, wenn das Land Berlin diesen Eigenanteil nicht zur Verfügung stellt? Wie geht es dann bei Ihnen weiter? – Danke schön!

Vorsitzende Franziska Brychey: Herr Trefzer ist an der Reihe.

Martin Trefzer (AfD): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Diese Fragen hätte ich auch an Frau Sprondel gehabt. Das brauche ich jetzt nicht zu wiederholen. Vielleicht können Sie uns noch einmal sagen, wie der Stand der Dinge ist. Wir haben es heute Morgen alle im Tagespiegel Checkpoint gelesen. Welche Gespräche gibt es mit der Landesseite? Gibt es da vielleicht schon Zusagen?

Ich will nach den Beiträgen von Frau Neugebauer und Herrn Hopp zum Thema Polarisierungstreiber doch noch etwas Politisches sagen. Manchmal sind die Elche ja selber welche, und wenn ich mir die Kontroversen in der Wissenschaftskommunikation, die wirklich strittigen Fragen der letzten Jahre so anschau, weiß ich nicht, ob man da so leichtfertig von einem wissenschaftlichen Konsens, der infrage gestellt wird, reden kann, liebe Frau Neugebauer! Denken Sie beispielsweise an die Frage zum Ursprung des Coronavirus, bei der Herr Drost sehr massiv Kritiker angegangen hat, und wo wir jetzt nach dem, was die CIA und andere berichtet haben, doch zu einem ganz anderen Ergebnis kommen können. Es ist ganz gut, auch da die Fragen offenzulassen. Oder denken Sie an die Klimapolitik, die von den Grünen immer sehr stark gemacht wird. Ich weiß, dass diese Themen an den Hochschulen sehr hart gefahren werden und dass Kritiker da ganz massiv unter Beschuss geraten. Es gibt den Wissenschaftsjournalisten Axel Bojanowski, der sehr gut dazu schreibt und der einfach einmal diese ganzen Kontroversen aufmacht. Ich finde es nicht in Ordnung, dass man sich hinstellt und versucht, so eine Pseudowissenschaft zu immunisieren und Kritik unter einem vermeintlichen wissenschaftlichen Konsens zu marginalisieren. Das ist nicht in Ordnung.

Wenn ich mir die ganze Streitfälle in Berlin der letzten Jahre anschau: Wer ist denn da unter Druck geraten, Frau Neugebauer? – Das waren konservative Wissenschaftler, die unter Druck geraten sind. Das ist beispielsweise Jörg Baberowski gewesen, der von Linksextremen an der Humboldt-Universität unter Beschuss geraten ist. Da ist Ruud Koopmans mit kritischen Ergebnissen zur Migrationsforschung, der unter Druck geraten ist. Oder denken Sie an Susanne Schröter und das bundesweit einzige Zentrum für kritische Islamforschung. Sie bekommt keine Gelder mehr. Sie ist permanent aus Ihrem politischen Lager heraus attackiert worden. Insofern halte ich diese einseitige Darstellung der Polarisierung, wie Sie sie gerade gebracht haben, für unangemessen. Es ist richtig, dass wir in Zeiten der Polarisierung leben. Es ist hart, sich da als Wissenschaftler zu positionieren. Aber es ist nicht so, dass die Bedrohung für die Wissenschaftsfreiheit und die Meinungsfreiheit jetzt nur von der Seite her käme, auf die Sie hier versucht haben, mit dem Finger zu zeigen.

Vorsitzende Franziska Brychey: Dann hat jetzt der Senat das Wort, und dann würden wir in die Antwortrunde eintreten, wieder in der gleichen Reihenfolge, damit Sie sich schon einmal vorbereiten können. – Frau Senatorin!

Senatorin Dr. Ina Czyborra (SenWGP): Vielen herzlichen Dank! – Vielleicht vorab: Urania ist nicht unser Einzelplan. Das befindet sich im Einzelplan Bildung und liegt meines Erachtens in diesem Hause zur Bearbeitung. Aber das ist hier im Parlament auch in guten Händen.

Wissenschaftskommunikation, das zeigt die Debatte, ist sehr wichtig, auch für unsere Demokratie und für eine starke, resiliente Gesellschaft. Die verschiedensten Akteure sind hier notwendig – Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur und Zivilgesellschaft –, und es ist eine wichtige Stärke des Forschungs- und Innovationsökosystems Berlin, dass es hier so viel Kooperation, aber auch Kommunikation gibt. Das ist auch bei der BUA-Evaluation von den Gutachtenden als Standortfaktor hervorgehoben worden, welcher aus verschiedensten Gründen zu stärken, auszubauen und nachhaltig zu verankern ist.

Wir haben diverse strategische Ziele. Dazu wird der Staatssekretär sicherlich gern noch ergänzen. Wichtig sind natürlich Dialogpartizipation und Austausch. Ich könnte jetzt hier sehr viele Dinge nennen, die an Prozessen laufen und auch durch uns gefördert werden. Tatsächlich ist es so, dass durch den Nachtragshaushalt 2025 der ursprüngliche Ansatz in unserem Einzelplan sehr stark gekürzt wurde. Ursprünglich waren 1,2 Millionen Euro für 2024 und 1,8 Millionen Euro für 2025 vorgesehen. Das lag an dem Nachtragshaushalt und hat uns sehr geschmerzt. Wir konnten das aber nicht anders umsetzen, denn sonst hätten wir bei den Hochschulen noch weitere Einschnitte anbringen müssen. Wir sind da an die Grenze dessen gegangen, was darstellbar war, haben uns aber insofern die Mittel erhalten, als wir jetzt im Jahr 2026 wieder 100 000 Euro als Zuwendung für Art Laboratory und fast 650 000 Euro Zuwendung für die Science Week geben können.

Natürlich wird die Science Week stattfinden, das ist ein wahnsinnig wichtiges Format. Es war die Entscheidung, zu sagen: Wir haben erfolgreiche Formate in der Stadt, die wir stärken müssen. Da müssen wir unsere Schwerpunkte setzen, statt erfolgreiche Formate, die es gibt, dadurch unter Druck zu bringen, dass wir ganz viele andere Dinge anfangen. Insofern wird die Science Week stattfinden, und auch Falling Walls wird stattfinden; das ist ja über den Weg des Haushalts des Museums für Naturkunde finanziert. Die Zahlen kennen Sie alle beziehungsweise können Sie der Kommunikation und den Haushaltsplänen entnehmen.

Es gab die Frage, wie es mit Strategien für Wissenschaftskommunikation aussieht. Wir haben auch hier mangels zur Verfügung stehender Mittel Dinge einstellen oder herunterdampfen müssen. Die Entwicklung der Strategie für Wissenschaftskommunikation läuft im Sinne eines Mappings und der Vernetzung von Stakeholdern. Wir haben es vorerst ausgesetzt, den Preis für Wissenschaftskommunikation auszurichten, weil wir, wie schon gesagt, die erfolgreich laufenden Formate nicht unter Druck bringen wollen. Dann muss man eben zum Teil auf Neues verzichten, damit das gut Eingeführte abgesichert werden kann. Das ist auch bei uns im Haus leider die Realität. Ich glaube trotzdem, dass es mit den Formaten, die wir haben, wirklich tolle Aktivitäten gibt – mit der Langen Nacht der Wissenschaften, die sich an das breite Publikum richtet, oder der Science Week mit ihrem sehr breiten, von Kindern bis Senioren adressierten Publikum, die sich auch ganz stark an Personen ohne akademischen Hintergrund

richtet. Gerade über die Vernetzung mit der Kunst erschließen sich Gruppen, die der Wissenschaft sonst vielleicht eher nicht so nahe kommen würden.

Was wir umgesetzt haben, ist der Berliner Landespreis für exzellente Hochschullehre. Wir haben außerdem nach wie vor den Berliner Wissenschaftspreis. Solche Preise werfen auch ein Schlaglicht auf das, was an Hochschulen passiert, und darauf, dass die Lehre etwas ist, wovüber wir viel stärker kommunizieren und das in die Öffentlichkeit holen müssen. – Soweit erst einmal ein paar übergreifende Anmerkungen, und dann würde Herr Staatssekretär Marx ergänzen.

Staatssekretär Dr. Henry Marx (SenWGP): Vielen herzlichen Dank! – Die Senatorin hat es gesagt: Wir halten an der Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation fest, aber auch die Mittel, wie sie sich verändern, werden darauf Einfluss nehmen. Wir versuchen das im Sinne unserer forschungspolitischen Strategie aufzugreifen, aber wir wollen das in Zukunft auch noch stärker angehen.

Ich würde gern noch auf ein anderes Thema eingehen: Es gibt eine gewisse Debatte, die sich hier im Ausschuss zu entwickeln scheint, und das ist, glaube ich, eine Frage, die auch für die Wissenschaftskommunikation nicht ganz unwesentlich ist. Wir sprechen häufig von Wissenschaftsfreiheit. Da ist es wichtig zu unterscheiden: Was ist von der Wissenschaftsfreiheit gedeckt, und was ist von der Meinungsfreiheit gedeckt? Wo wird in die Wissenschaftsfreiheit eingegriffen, und wo werden Menschen für eine Meinung angegriffen, die vielleicht nicht allen passt? Ich glaube, dass wir da eine sehr klare Unterscheidung brauchen, denn nicht alle von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die hier namentlich genannt worden sind, sind wegen einer wissenschaftlichen These in eine Kontroverse geraten, sondern wegen politischer Meinungen, die sie geäußert haben.

Nun steht es jeder Wissenschaftlerin und jedem Wissenschaftler zu, sich politisch zu äußern. Das gibt die Meinungsfreiheit her. Die Meinungsfreiheit schützt aber völlig zu Recht nicht vor anderen Meinungen, die dem widersprechen. Natürlich muss das immer – und das ist leider in unserer Gesellschaft schon lange nicht mehr der Fall – in einem Rahmen stattfinden, der nicht ad hominem ist, der nicht die Menschen angreift. Das ist eine Umgangsform, die wir in der Gesellschaft vielleicht wieder miteinander stärken müssten. Es ist aber ein grundlegender Unterschied, ob eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler für eine politische Meinung Widerspruch erfährt – manchmal vielleicht auch in einer Form, die über das Ziel hinausgeht –, oder ob wir bei einer Wissenschaft sagen, dass es aus wissenschaftlicher Kritik heraus unterschiedliche Meinungen gibt.

Ich nehme einmal ein Beispiel, das genannt worden ist: die Klimaforschung. Mir ist kein wissenschaftlicher Diskurs bekannt, der das Anthropozän und den vom Menschen verursachten Klimawandel infrage stellt, aus wissenschaftlicher Argumentation heraus. Da ist mir keiner bekannt. Es ist, glaube ich, ein grundlegender Unterschied, ob man sagt, dass es innerhalb der Wissenschaft kritische Debatten zu Ausmaß, Ursachen und verschiedenen Fragen gibt, oder ob man sagt, dass man das grundsätzlich infrage stellt. Da tut sich dann eine Trennlinie auf, nämlich zwischen jenen, die sich weiter im Geist der Aufklärung und der Faktenbasiertheit sehen, und denjenigen, die es nicht tun. Ich weiß, auf welcher Seite ich stehe. – [Zuruf von Martin Trefzer (AfD)] –

Vorsitzende Franziska Brychcy: Herr Trefzer! Wir nehmen Sie für die Redeliste auf. – Jetzt ist Frau Rapp für die Beantwortung der Fragen an der Reihe. – [Zuruf von Martin Trefzer (AfD)] – Sie kommen gern noch einmal dran, aber wir hatten vereinbart, dass wir jetzt die Anzuhörenden drannehmen. Dann würde ich jetzt auch so vorgehen, und danach können Abgeordnete, die sich gemeldet haben, noch einmal nachfragen. – Frau Rapp ist an der Reihe.

Regine Rapp (Art Laboratory Berlin): Vielen Dank! – Vielen Dank für die vielen Fragen und das lebendige Feedback auf unsere Vorträge! Was Art Laboratory Berlin angeht, sage ich zum einen noch etwas zur Methode unserer Arbeit, wie wir Wissenschaftskommunikation produktiv machen, und zum anderen noch etwas zur strukturellen, technischen und infrastrukturellen Seite, was uns als – noch – kleine Institution angeht. Ich hoffe, dass ich Ihre Fragen so alle zusammenbekomme.

Noch einmal zu diesem Modell From STEM to STEAM, also Kunst als aktivierenden Motor hineinzubringen und Wissenschaftskommunikation sowohl in der Geistes- als auch in der Naturwissenschaft nach innen wie nach außen stark zu machen. Wir bei Art Laboratory Berlin haben festgestellt, dass es in den letzten Jahren mehr und mehr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Berlin an vielen Instituten gibt, die sich händeringend eine Zusammenarbeit mit uns wünschen – was uns sehr freut, uns aber als eine Institution mit fünf bis acht mehr oder weniger festen beziehungsweise freien Mitarbeitenden auch an unsere Kapazitätsgrenzen bringt.

Gleich mehr zur Struktur, aber erst einmal zu den Inhalten: From STEM to STEAM ist eine Methode der Rhode Island School of Design in den USA, die es seit 15, 20 Jahren gibt und die jetzt nach Europa kommt. Das hat einen unglaublich großen Mehrwert, nämlich Kunst als Öffner für holistisches Denken zu begreifen. Transdisziplinäre Arbeit ist im Grunde genommen die einzige Antwort, die wir in unserem komplexen 21. Jahrhundert haben können, in dem wir vor so vielen Krisen stehen. So könnten wir das, was ich kurz vorhin skizziert habe, folgendermaßen verstehen, nämlich dass Künstlerinnen oder Künstler in Labore kommen, aktuelle Forschungsthemen mitbearbeiten und auch sehr lab savvy sind, im Labor arbeiten können und nicht nur spekulativ darüber arbeiten oder vielleicht versuchen, Sci-Fi zu produzieren; darum geht es bei uns gar nicht. Man könnte Künstlerinnen und Künstler in diesem Sinne als Vektorinnen und Vektoren, als Seismografinnen und Seismografen verstehen, die genau die Zeichen der Zeit, die Möglichkeiten eines Kipppunktes und die Möglichkeiten der Notwendigkeit erkennen, verschiedene Disziplinen zusammenzudenken, also sie als Enabler for an Holistic Approach zu verstehen.

Das haben die Beispiele, die ich vorhin angedeutet habe, sicherlich gezeigt, nämlich dass die Nachfrage in der Wissenschaft glücklicherweise groß ist – und das Verständnis darüber, dass sich die Labore und die Institute öffnen müssen. Im Theater sagt man: die vierte Wand. Diejenigen, die spielen, diejenigen, die kommunizieren, diejenigen, die forschen, und dann die vierte Wand, das Publikum. Dahin gehend müssen wir es immer öffnen und in die Breite gehen. Wir haben mit Schulen zusammengearbeitet, wir haben innerhalb der Universitäten gearbeitet, und wir schaffen es zum Glück bei Art Laboratory Berlin, ein sehr niederschwelliges Angebot zu machen. Das bedeutet aber auch mehr Arbeit, und wir müssten als Institution eigentlich wachsen.

Vielleicht noch zu einem kritischen Thema, bei dem es auch sehr stark um Wissensvermittlung ging, nämlich der Pandemie. Der Berliner Senat hat uns – das war allerdings von der Seite der Kulturverwaltung, von der wir auch Förderung bekommen haben – 2021 gebeten, die Coronapandemie kulturphänomenologisch zu bearbeiten. Das haben wir auch gerne gemacht, und es gibt ein Projekt, das Sie nachlesen können, das heißt *Under the Viral Shadow – Networks in the Age of Technoscience and Infection*. Da haben wir das Virale in computerphänomenologischer, mikrobiologischer, aber auch sozialphänomenologischer Weise mit Künstlerinnen, Künstlern und Forschenden aus Natur- und Geisteswissenschaft nachgearbeitet. Das hat gezeigt, dass es im Grunde genommen nur möglich ist, komplexe Dinge mit so vielen Disziplinen wie möglich an einem Tisch zu verhandeln. Bei *Mind the Fungi* haben wir, das hat die Biotechnologinnen und -technologien der TU Berlin am Anfang überrascht, immer eine Stunde bei Arbeitstreffen draufgesetzt, denn: Je mehr Disziplinen, desto länger die Arbeitstreffen, wenn es denn nachhaltig sein soll. – In diesem Sinne in aller Kürze über die Phänomene und die Wichtigkeit, Kunst in Wissenschaft zu verankern.

Was Wissenschaftskommunikation bei Art Laboratory angeht, so können wir uns glücklich schätzen, seit diesem Jahr eine Zellbiologin in unserem Team zu haben, die dieses Jahr bei uns arbeitet. Sie kommt aus Großbritannien, und der Wellcome Trust aus London finanziert ihre Stelle, was uns sehr freut.

Strukturell sind wir sehr dankbar, dass wir vom Berliner Senat, von der Wissenschaftsseite, dieses Jahr – wie Sie schon gesagt haben, liebe Frau Senatorin – mit 100 000 Euro finanziert werden. Das ist ein ganz wichtiger Schritt zur Konsolidierung, damit wir uns noch besser aufstellen, die Formate schärfen und die Zusammenarbeit vergrößern können, damit unsere Reichweite in der Öffentlichkeit sich noch weiter vertiefen und die Zusammenarbeit mit Instituten wachsen kann. Das bedeutet aber wiederum, dass wir grundsätzlich wachsen und uns vielleicht örtlich etwas verstetigen müssen – was dann natürlich auch wieder mit Finanzierung verbunden ist.

Zu der Frage, wo wir uns finden und wo wir unsere Arbeit in der Öffentlichkeit wiederfinden wollen – das wurde von Herrn Hopp gefragt: Darüber ist tatsächlich grundsätzlich und kritisch nachzudenken. Wir wollen alle in den sozialen Medien vorkommen. Bei Art Laboratory Berlin sind wir im mittlerweile rostigen Facebook noch vorhanden, das hat auch vielleicht mit Generationsfragen zu tun. TikTok ist uns einen Tick zu schnell, aber wir sind auch auf Instagram präsent, wo wir übrigens eine wirklich große Reichweite bekommen. Auf der anderen Seite höhlen wir uns dadurch ein bisschen selbst aus und nehmen uns die Chance, physisch zusammenzukommen und über andere Portale Wissen und Formate zu kommunizieren. Wir stehen dem sehr kritisch gegenüber, vor allem auch den Veränderungen, die das in den letzten Jahren mit sich gebracht hat, wo die sozialen Medien vereinnahmt und faktische Dinge stark angegriffen werden. Das müssen wir uns immer wieder klarmachen. Aber selbstverständlich sind wir bei Art Laboratory in den sozialen Medien sehr aktiv, und dadurch bekommen wir ja auch eine internationale Reichweite.

Frau Lasić! Sie haben gefragt, was wir uns hinsichtlich der Rahmenbedingungen wünschen. Das habe ich gerade versucht, ganz kurz zu skizzieren: Mit dieser Konsolidierung geht sicherlich einher, dass wir wachsen wollen und vielleicht auch vor Ort wachsen wollen, aus dem kleinen Projektraum herauswollen. Was uns die Institute immer wieder spiegeln und auch von außen an uns herangetragen wird: Wenn die Leute auf unserem Portal über unsere Aktionen,

die Formate und Konferenzen lesen, kommen sie nach Berlin und fragen, wo denn unser Museum sei. Im Moment haben wir aber nur 100 Quadratmeter Projektfläche. Ich glaube, da wird sich in Zukunft noch etwas verändern wollen – wenn Sie fragen, was unsere Wünsche an dieser Stelle sind.

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen Dank! – Jetzt ist Herr Dr. Richter an der Reihe.

Dr. Robert Richter (Projektlabor Wissenschaftskommunikation BUA): Vielen Dank! – Die Frage war direkt an mich gestellt, ob Wissenschaftskommunikation ein Add-on ist oder nicht. Ich denke, aktuell ist sie eher ein Add-on. Sie haben auch gefragt, warum die BUA das gestrichen hat. Die Förderlinie der BUA hieß „Die Experimentallabore für Wissenschaftskommunikation“ und war ursprünglich auf sechs Jahre ausgelegt, wurde dann aber schon, bevor die ersten drei Jahre vorbei waren, eingestellt. Das heißt, wir konnten nicht weiterfinanziert werden, was ein bisschen schade war. Vielleicht hatten wir einfach schon genug erreicht, und das hat der BUA gereicht, ich weiß es nicht genau. Es war ein bisschen hart zu sehen, dass sie gerade unser Projekt als besonders gut ausgewählt haben und die Förderlinie trotzdem gestrichen wurde. Denn das ist das, was als Erstes gestrichen werden kann. Deswegen: Ja, es ist leider immer noch ein Add-on.

Es gab die Frage nach den Joboptionen. Ich habe Wissenschaftskommunikation immer sehr leidenschaftlich gemacht, aber ich würde es eigentlich niemandem, der eine akademische Laufbahn anstrebt, empfehlen. Es kostet zu viel Zeit, und wenn man sich auf eine Professur bewerben will, dann zählen leider nur Veröffentlichungen und noch ein paar andere Kenngrößen, aber alles, was man an Outreach gemacht hat, das nicht in Peer-Reviewed Journals passiert ist, fällt im Prinzip komplett hinten herunter. Das ist leider so.

Trotzdem bin ich dafür, das in die Ausbildung mit einzubringen. Gerade, wenn man es früh macht, ist es für die wissenschaftliche Karriere weniger schädlich, weil man im Studium noch Zeit dafür hätte, während man es schwierig im Alltag unterbringen kann, wenn man schon arbeitender Wissenschaftler oder arbeitende Wissenschaftlerin ist. Wenn man viel Wissenschaftskommunikation macht, gibt es natürlich andere Joboptionen. Viele Leute, mit denen ich Wissenschaftskommunikation betrieben habe, arbeiten jetzt bei der Science Week und bei anderen tollen Einrichtungen. Aber für die akademische Laufbahn ist es tatsächlich immer noch eher schädlich. Da müssen wir auf jeden Fall etwas tun.

Meine Strategien habe ich schon erläutert, nämlich dass man es vielleicht bei den Professuren mit in Betracht zieht. Andere Länder haben Chairs for the Public Understanding of Science oder Ähnliches. So etwas gibt es in Deutschland nicht. Unser großes Problem bei der Verstärkung unserer Lehrveranstaltung war auch, an welchem Lehrstuhl man das überhaupt anordnet. Durch die Segmentierung der Wissenschaft gibt es einfach niemanden, der sagt: Wissenschaftskommunikation ist meine Aufgabe –, sondern das ist irgendwie Aufgabe von allen, auch wenn es eine Wissenschaft für sich ist. Das ist also ein komplexes Thema.

Dann gab es die Frage nach der Migration: Das konnten wir sehr gut in unserer Lehrveranstaltung abbilden. Da konnten wir aktiv über den Wandel in unserer Gesellschaft reden und wie man mit Menschen mit anderen Hintergründen kommuniziert, um sie zu erreichen. Genau deswegen haben wir diese Lehrveranstaltung auch gemacht. Das war ein großer praktischer Teil, aber wir haben uns auch immer damit beschäftigt. Da würde ich ebenfalls sagen: Früh

ansetzen hilft viel. Wenn man das mit Studierenden frühzeitig macht, sind sie dafür gewappnet, dass man einen Wandel in der Gesellschaft gut angehen kann.

Ich persönlich bin nicht auf TikTok, aber ganz viele unserer Studierenden haben als Präsentationsform irgendetwas in den sozialen Medien gewählt. Das heißt, auch dort konnten wir über unsere Studierenden gut Fuß fassen, denn sie kennen sich aus und haben da tolle Projekte gemacht. – Ich hoffe, ich konnte die Fragen halbwegs beantworten und würde weitergeben.

Vorsitzende Franziska Brychey: Frau Prof. Dr. Sasse ist an der Reihe.

Dr. Gwendolyn Sasse (ZOiS): Vielen Dank! – Ich werde jetzt nicht alles aufgreifen, was schon anklang, aber versuchen, mich der Reihe nach durchzuarbeiten.

Zu der Frage nach den Rahmenbedingungen und wie Politik daran mitwirken kann: Wir kommen immer wieder auf diese Diskrepanz zurück, dass es für gute Wissenschaftskommunikation Ressourcen braucht, sowohl finanzielle als auch zeitliche, und Ihre Budgetdiskussionen damit natürlich im Widerspruch stehen. Alles, was für Wissenschaftskommunikation gerettet werden und im Budget bleiben kann, ist viel wert.

Das ist jetzt weniger Ihr Problem, aber wir sehen das auch bei einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: Man soll Open Access publizieren, aber die Kosten für Open-Access-Publikationen kann man selten über Projekte einwerben. Das ist ein Widerspruch in sich. Wie lösen wir diesen? Wir versuchen, ihn dann mit Haushaltsmitteln zu lösen. Auch jegliche andere Aktivität braucht natürlich Ressourcen.

Ich wollte noch auf ein anderes Thema hinweisen, und dabei geht es um das gemeinsame Versuchen, also von Ihnen und uns aus der Wissenschaft, Themen wie Wissenschaftskommunikation, aber auch Wissenschaftsfreiheit als Teil davon noch stärker zu kommunizieren. Mein Eindruck ist, dass das ein Begriff ist, der schnell verwendet wird, aber die Realität – zum Beispiel an unserem Institut, das sich mit Osteuropa beschäftigt – sieht täglich so aus, dass wir es nicht nur mit, in Anführungszeichen, Anfeindungen zu tun haben – darauf komme ich gleich noch zu sprechen –, sondern auch mit transnationaler Repression.

Das heißt, diese Themen sind auch politische Themen. Wenn man dann eine Wissenschaftlerin angreift, die zu einem Thema etwas sagt – sei es in den sozialen Medien oder durch andere Arten von Bedrohungen –, dann ist das immer auch ein Angriff auf die Institution, an der die Person arbeitet, und auf diejenigen, die diese Institution fördern. Damit ist es bei uns – wir sind ein bundesgeförderter Institut – auch eine Attacke auf die Bundesregierung. Das kann man auf Landesebene ebenso durchdenken. Ich glaube, dass es auch eine politische Reaktion auf diese Dinge erfordert. Das sind wirklich Dinge, die wir im täglichen Geschäft ständig abwägen, die einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler abwägen: Wohin kann man sicher reisen? Wie gefährden wir uns oder andere mit unserer Forschung an verschiedenen Orten, auch über Deutschland hinaus?

Strukturell will ich kurz aus der Sicht unseres Instituts anmerken: Wir sind ein vom Bund gefördertes Institut, das aus einem kleinen Eintrag im Koalitionsvertrag 2013, dass die Expertise zu Osteuropa gestärkt werden solle, hervorgegangen und relativ schnell entstanden ist – 2015 gegründet und 2016 die Arbeit aufgenommen. Man hat das Land Berlin leider in einer Abkürzung da herausgelassen, und daran arbeiten wir die ganze Zeit. Das müsste nachgebessert werden. Wir sind, denke ich, sehr präsent in der Berliner Wissenschaftslandschaft. Wir nehmen an all diesen Formaten, die anklagen – Science Week, Falling Walls, Lange Nacht der Wissenschaften und so weiter – teil, sind vor allem mit Wissenschaftskommunikation in Berliner Einrichtungen präsent und müssen natürlich auch für unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als außeruniversitäres Institut Verbindungen in die Universitäten schaffen. Ich habe am Anfang betont: Meine Professur hat nichts mit dem Institut zu tun als Leitung, aber auch die Anbindungen für unsere Senior Researchers sind ein Problem. Idealerweise wären wir strukturell neben dem Bund auch im Land verankert. Das würde einen großen Unterschied machen.

Zu dieser Frage, die mich selbst auch sehr beschäftigt: Wir haben es als Satzungsziel bei uns verankert beziehungsweise es ist für uns verankert worden, dass Wissenschaftskommunikation kein Add-on ist, sondern eines der Satzungsziele, und als ein relativ neues, kleines und dadurch auch wendiges Institut haben wir das gleich so aufgestellt, dass das immer mitgedacht wird. Dennoch bleibt es im täglichen Geschäft eine Herausforderung. Bei uns ist es das Grundverständnis, und selbst dann muss man an der Praxis arbeiten, dass Wissenschaftskommunikation nicht erst am Ende etwas abwirft, sondern dass man das von Anfang an mitdenkt.

Bei vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist es, selbst wenn sie wissen, dass sie in eine Institution kommen, in der das Prinzip Wissenschaftskommunikation sehr hoch gehängt wird – man muss es also machen – trotzdem eine Herausforderung, damit umzugehen, dass man auch Zwischenergebnisse kommunizieren kann, dass man auch das, was noch nicht klar ist, kommunizieren kann. Da liegt die große Herausforderung, aber das geht nur, wenn es eben kein Add-on ist, sondern kontinuierlich und von Anfang an zum Beispiel für jede Veröffentlichung, die sich an ein anderes Zielpublikum als das rein wissenschaftliche richtet, gleich mitgedacht wird – oder auch die Veranstaltungen, die daraus entstehen können. Natürlich entsteht darüber hinaus noch Spontanes, aber ich glaube, das ist ganz wichtig.

Es wurde die Frage gestellt, ob eine zentrale Koordinationsstelle helfen könnte. Da fehlt mir momentan die Vorstellungskraft, wie eine Stelle das wirklich umfassend machen könnte. Es wäre aber sehr sinnvoll, wenn es sowohl aus der Wissenschaft als auch aus der Politik mehr Möglichkeiten und Anreize gäbe, gebündelt zu Themen inter- und transdisziplinär zusammenzukommen. Vielleicht kann das auch finanziell hinterlegt werden. Wir haben alle ein paar Beispiele genannt, aber ich glaube, da würde noch mehr gehen, etwa dass man noch schneller auf die möglichen Kooperationspartner zu bestimmten Themen aufmerksam wird. Ich glaube, da könnte man sehr sinnvoll etwas machen. Diese Vernetzung, die wir alle schon betreiben, könnte auf jeden Fall gefördert werden.

Zum Thema der Politisierung von Wissenschaftskommunikation: Vielleicht steige ich damit ein, dass anklagt, ob Politikberatung Wissenschaftskommunikation ist. Ich muss sagen, dass wir als sozialwissenschaftliches Institut da eine Trennung vornehmen. Ich glaube, Wissenschaftskommunikation kann zu Politikberatung hinführen. Wir verstehen das als die Kommu-

nikation unserer Fragen, Forschungsprozesse und Ergebnisse, und auf dieser Grundlage können wir uns an Diskussionen über politische Lösungen beteiligen, aber ich würde eine Unterscheidung machen und benutze auch selbst den Begriff Politikberatung so gut wie nie. Mir kommt dabei zugute, dass unsere Satzung Wissenschaftskommunikation festhält und nicht Politikberatung, was bei einigen anderen Institutionen der Fall ist.

Ich würde dann aber auch dafür argumentieren, gerade wieder aus den Sozialwissenschaften kommend: Ich halte es für eine Illusion, so zu tun, als ob Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler keine eigenen oder politischen Meinungen haben. Diese Grenze zwischen: Was ist objektive Wissenschaft? –, und dann fällt der Name Max Weber, und unserer Positionierung als aktive Menschen führt meines Erachtens nicht sehr weit. Wir agieren als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht in einem politisch luftleeren Raum. Allerdings braucht man – daran fehlt es eher, das ist manchmal in den Medien der Fall, aber meine Erfahrungen sind gar nicht so negativ – Raum dafür, dass man erklären kann, wie der Forschungsprozess läuft, welche Fragen man stellt, welche Daten man erhebt, was sie aussagen und was sie nicht aussagen können. Jedes wissenschaftliche Projekt und jede Methode, die man anwendet, hat Stärken und Schwächen. Es liegt häufig daran, das zu vermitteln.

Weil wir zu osteuropäischen Themen arbeiten: Wenn ich dann in den Medien präsent bin, zum Beispiel zu dem Thema Russlands Krieg gegen die Ukraine, dann muss mir als Wissenschaftlerin vorher klar sein, dass mich natürlich ein Journalist zu Waffenlieferungen fragen wird. Das hat mit meiner eigentlichen Forschung sehr wenig zu tun, aber dann ist es die Aufgabe, diese Unterscheidung zu machen und zu sagen: Ich beschäftige mich mit der ukrainischen Gesellschaft. Das kann ich sehen, was da passiert. – Dann entscheide ich, dass ich die Frage auch beantworte. Zwar formuliere ich die Antwort vor dem Hintergrund meiner Forschung, aber da gibt es eine Unterscheidung. Ich brauche also den Raum, nicht nur für ein Soundbite; darum geht es dann doch häufig in den Nachrichtenmedien. Aber diese Räume gibt es, und ich glaube, man muss daran arbeiten, dass man sie mehr schafft.

Was natürlich überhaupt nicht funktioniert, ist die Frage, die ich vermutlich seit 2022 am häufigsten gestellt bekommen habe: Was denken Sie, geht in Putins Kopf vor? Das ist eine verschenkte Möglichkeit der Kommunikation von Wissenschaft und Medien, diese Frage zu bekommen und dann 20 Sekunden zu haben. Leider passiert das sehr häufig. Aber es gibt andere Formate, und Medienpartnerschaften können da eine ganze Ecke weiterhelfen, auch Plattformen. Zum Beispiel arbeiten wir mit Dekoder zusammen, die Medien aus dem osteuropäischen Raum aufarbeiten und dann mit uns in andere Formate übersetzen. Ich glaube, da kann man andere Zielpublika gut erreichen.

Was die Anfeindungen angeht: Diese sind in der Tat ein sehr wichtiges Thema, und sie haben auch viele geschlechterspezifische Aspekte. Als ZOiS, aber auch generell ist sehr wichtig, dass das keine Privatangelegenheit einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist. Ich habe vorher lange nur im universitären Bereich gearbeitet. Nun leite ich ein außeruniversitäres Forschungsinstitut, und es ist sehr deutlich, dass es, wenn unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler angefeindet werden, nicht deren Privatproblem ist, sondern dann ist es unsere Verantwortung als Institution, uns damit auseinanderzusetzen. Ich war lange gar nicht im deutschen Bereich angeordnet, sondern in Großbritannien verortet, vielleicht spreche ich also lieber einmal über die dortigen als über die hiesigen Universitäten. Da war nicht mein Eindruck, dass Universitäten sich generell dafür verantwortlich fühlen, wenn die Wisskomm

das hervorruft. Das geht nicht. Die Institution muss hinter den einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stehen.

Wir haben einzelne und kleinere Versuche unternommen, aber ich glaube, daran kann man weiterarbeiten: Wir haben zum Beispiel mit HateAid ein Handbuch entwickelt, in dem es zumindest um einige Best Practices geht, wie man Anfeindungen zwar nicht wirklich verhindern, aber damit umgehen kann. Es geht also darum, sehr praktische Leitlinien beziehungsweise Best Practices zusammenzutragen und sie an verschiedene Orte zu bringen, wo dann auch gar nicht mehr so wichtig ist, mit welchem Thema wir uns eigentlich auseinandersetzen, sondern es geht um die Methoden dieser Anfeindungen, worauf man sich einstellen kann und wie man eventuell reagieren muss, wenn es passiert. Da sehe ich Institutionen sehr in der Verantwortung, sich dem zu stellen.

Dann kam die Frage auf: Wer wird gehört? – Das ist eine sehr komplexe Frage, aber ich glaube, generell können wir sagen: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden am meisten gehört, wenn es große Krisen gibt. Dann tun sich große Fenster auf, aber sie schließen sich auch irgendwann wieder, und dann gewinnt eine andere Art von öffentlichem Diskurs wieder Oberhand, oder es werden nur bestimmte Aspekte weiterverfolgt. Diese Nachhaltigkeit – dazu gab es auch eine Frage – ist die große Herausforderung, also über den Krisenmoment hinaus an Themen dranbleiben zu können und diese Diskursräume zu schaffen.

Abschließend zu den sozialen Medien: Das ZOiS ist auch nicht auf TikTok, wir sind nur, allerdings mit einem großen Drittmittelprojekt, auf Instagram, um das auszuprobieren. Das ist schlicht eine Ressourcenfrage. Wie wir, glaube ich, alle inzwischen gelernt haben, ist Präsenz in den sozialen Medien wichtig, aber wenn sie schlecht ist, nicht gut gemacht ist und nicht die richtigen Ressourcen hat, hat sie den gegenteiligen Effekt. Ich glaube, TikTok ist besonders anfällig dafür. Uns fehlen einfach die Ressourcen dafür. Die soziale Medienlandschaft hat sich, wie Sie wissen, sehr stark diversifiziert. Auf vielen Plattformen sind wir. Das beschäftigt eine Person den ganzen Tag, und wenn wir noch mehr machen würden, müssten wir viel mehr Ressourcen hineinsetzen.

Das soll nicht heißen, dass wir den Weg nicht vielleicht gehen müssen. Im Moment ist es eine Abwägung, auch weil wir in verschiedene Richtungen kommunizieren wollen. Vorhin klang an, dass Facebook der Dinosaurier der Kommunikation ist. In vielen osteuropäischen Ländern ist das noch ein ganz wichtiges oder das wichtigste soziale Medium. Von daher kommunizieren wir in verschiedene Richtungen. Das heißt, die Abwägungen sind in verschiedene Richtungen zu treffen, wer wo welche Plattform nutzt, aber wir sind natürlich auch auf anderen Plattformen und nicht nur bei Facebook.

Ich glaube, vor allem in diesem Bereich wird sich noch viel ändern – Sie fragten auch, glaube ich, wo wir in zwei, drei Jahren stehen werden. Die große Herausforderung wird sein, und sie wird immer größer: Wir können alle auf sozialen Medien irgendwie präsent sein und ankündigen, was wir alles machen und wie toll wir sind. Sehr wichtig, aber schwierig ist es, darüber wirklich Inhalte zu kommunizieren. Ich glaube, das wird die große Herausforderung sein, wenn alles noch viel schnelllebiger wird: über das Ankündigen oder Berichten einer gut gelaufenen Veranstaltung oder einer Publikation wirklich den Inhalt zu platzieren. Das ist eine große Herausforderung, der wir uns bisher nur annähernd stellen.

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen Dank! – Jetzt ist Frau Dr. Schulz an der Reihe.

Dr. Alexandra Schulz (ZEWK TU Berlin): Sehr gern ergänze ich noch um ein paar weitere Punkte und versuche, mich auch einmal an der Reihenfolge entlang zu hangeln. Es sind ja viele Sachen zusammengekommen.

Erst einmal zu der Frage: Was kann man machen? – Es gibt schon ein paar Ansätze. Ressourcen sind natürlich immer eine gute Sache, sowohl zeitliche als auch personelle. Mir ist aber klar, dass wir da nicht ganz aus dem Vollen schöpfen können, gerade in der aktuellen Zeit. Es gibt aber ein paar Ansätze, zum Beispiel Wissenschaftskommunikation auch in Förderanträgen verbindlich mit hineinzuschreiben. Das hat bislang nach meiner Wahrnehmung vor allem dazu geführt, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler irgendwann zu uns kommen und sagen: Bei mir steht im Antrag, wir sollen da etwas machen. Was können wir jetzt schnell noch machen?

Das liegt ein bisschen daran, dass dieser Punkt oft nicht mit den Ressourcen hinterlegt ist, die es aber im Projektumfang bräuchte, denn die Personen, die das Projekt machen, sind in der Regel erst einmal Expertinnen und Experten für ihr Feld und haben manchmal schon Erfahrung mit Wissenschaftskommunikation, aber nicht immer. Ich denke, ein Aspekt könnte hier sein, noch genauer darauf zu schauen, wie man die Ausgestaltung in diesen Antragsverfahren macht, wenn es um das Thema Wissenschaftskommunikation geht, nämlich zum einen vielleicht mehr Zeit für die Kompetenzentwicklung freizuhalten und zum anderen vielleicht auch Mittel, um bestimmte Sachen gegebenenfalls einzukaufen. Man könnte sich auch überlegen, ob man Dinge wie einen Kommunikationsplan dort hineinschreibt. Das klingt vielleicht erst einmal trivial, würde aber der strategischen Ausrichtung der Wissenschaftskommunikation in den Einzelprojekten sehr helfen.

Ein zweiter Punkt: Unabhängig von größeren Ressourcen ist meine Beobachtung, dass vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch ganz praktische Freiräume fehlen. Wir hatten jetzt schon mehrmals das Thema, dass Zeit fehlt. Es gibt zum Beispiel auch Tagungen, auf denen Praktikerinnen und Praktiker berichten können, was sie in der Wissenschaftskommunikation machen. Aber dort muss man hinreisen, und das Geld ist dann wieder im Fachgebiet nicht da. Manchmal sind das wirklich ganz kleine Hürden. Das heißt, irgendeine Form von praktischen, kleineren Förderlinien für Austauschräume, für Reisen meinetwegen, könnten an der einen oder anderen Stelle tatsächlich helfen.

Zu dem Thema Förderlinien: Es gibt tatsächlich nicht so viel in dieser Richtung, wenn man auf der Suche danach ist. Wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei uns auf der Suche nach Mitteln sind, wie sie Dinge umsetzen können, dann gestaltet diese sich erstaunlich schwierig. Denn es gibt hier und da einige Stiftungen, die in dem Bereich sehr aktiv sind, aber es gibt nichts Zuverlässiges, was wenigstens in kleinerem Umfang immer wieder kommt. Hier könnte man sich sicherlich noch überlegen, das perspektivisch einmal auszuprobieren. Wir hatten hier auch das Thema, zu überlegen, wie man das schon in der Lehre einbinden kann, also Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die das schon in der Lehre mit ihren Studierenden machen. Da haben wir zum Beispiel Mittel über die Stiftung Innovation in der Hochschullehre bekommen, weil wir da ein kleines Freiraumprojekt eingeworben haben. So handelt man sich von kleinem Projekt zu kleinem Projekt.

Das führt dazu, um gleich die nächste Frage zu beantworten, dass auch ich zustimmen würde: Es handelt sich eher noch um ein Add-on. Es ist kein integraler Bestandteil. Getragen wird es in weiten Teilen von WiMis und Postdocs. Natürlich gibt es auch Professorinnen und Professoren, die das machen, und hier und da auch einige, die es sehr intensiv machen, aber ganz viele, vor allem diejenigen, die zu uns in die Weiterbildung kommen, Anfragen haben und die Studios nutzen wollen, sind wissenschaftliche Mitarbeitende und Postdocs, die hier einen großen Teil übernehmen.

Dann war die Frage: Ist es für sie, wenn sie das tun, auch eine Karriereoption? – Auch dazu haben wir schon ein kleines Stimmungsbild gehört. Ich wäre nicht ganz so pessimistisch, obwohl ich auch schon häufiger gehört habe, dass es innerhalb der Disziplinen eher als Downgrade wahrgenommen wird: Ah ja, du machst jetzt Wissenschaftskommunikation und bist nicht mehr im Fach. – Aber das ist sehr persönlich. Ich glaube, dazu gibt es ganz unterschiedliche Biografien. Eine Sache, die mir auffällt, ist, dass es für dieses Berufsbild selten Ausschreibungen gibt. Wenn jemand für die Wissenschaftskommunikation gesucht wird, wird in Wirklichkeit jemand gesucht, der Journalismus studiert hat. Das steht in aller Regel klar in den Ausschreibungen. Das ist das, was man hier erwartet. Hier könnte man sich überlegen, ob es Möglichkeiten gibt, das ein bisschen auszuweiten. Vielleicht ist es gar nicht so vielen bekannt, die Personen suchen, die auch fachlich einen sehr guten und starken Background mitbringen, dass das ebenso Personen sein können, die sich hier Kompetenzen angeeignet haben – zumindest ein grundlegendes Handwerk, das man nutzbar machen kann.

Dann gab es die Frage nach den Medien. Ich glaube, dieses Verhältnis ist etwas ambivalent. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die das erste Mal mit Medien Kontakt haben, machen häufig und schnell die Erfahrung – wie wir schon gehört haben –, dass Dinge herausgegriffen und kontextualisiert werden, so, wie sie nicht gesagt wurden, und sind dann vielleicht überrascht. Manche sind auch überrascht, dass die Journalisten ihnen nicht noch einmal alles zum Abzeichnen vorlegen. Auch das ist für viele erst einmal ein Learning. Was man aber zu den Medien sagen muss: Dort wurden viele Wissenschaftsressorts gestrichen. Auch bei den großen Zeitungen sind sie stark geschrumpft. Das heißt, es gibt oft eher, sagen wir einmal, Generalisten unter den Journalistinnen und Journalisten, die das machen und machen müssen. Ich weiß nicht, ob man sich da wirklich einen großen Gefallen getan hat – ich persönlich glaube nicht.

Das werden wir wahrscheinlich nicht ändern können, aber wenn man überlegt, was man noch machen könnte: Ich würde mir wirklich wünschen, dass man zu verschiedenen Themen etwas breiter aufgestellt ist, wen man als Expertin oder Experten hört. Es gibt Felder, wo man das Gefühl hat, dass es genau einen Wissenschaftler gibt, der einen Plan hat, weil er immer und immer wieder an allen Stellen kommt. Hier ist vielleicht die Idee: Wenn man sich aus der Universität heraus als noch junge Wissenschaftlerin oder junger Wissenschaftler ein Profil erarbeitet, wird es zunehmend leichter, sichtbar zu sein, auch in den Medien, und einen Beitrag zu leisten und zum Beispiel eingeladen zu werden, sodass es am Ende nicht immer die gleichen Personen sind, die in den Runden sitzen.

Zum Thema Politikberatung: Bei uns zumindest ist es so, dass wir dafür ein Kursangebot haben, denn es gibt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich explizit für dieses Thema interessieren, sicherlich motiviert davon, dass sie ihre Forschungsergebnisse stärker in den politischen Diskurs einbringen wollen. Aber auch hier ist es so, dass das so ein bisschen ein

gesondertes Format ist. In unserer Logik ist das bei uns im Forschungsmanagement angesiedelt und soll erst einmal einen Überblick bieten: Wie funktioniert eigentlich Politik beziehungsweise wie funktionieren hier die Prozesse, und wo kann man überhaupt als Experte und Expertin andocken?

Zu der Frage: Wie gehen wir damit um, wenn man sich öffentlich äußert und es möglicherweise zu kritischen Rückmeldungen oder schwierigen Situationen kommt? – Aus unserer Perspektive heraus: Wir arbeiten auch mit HateAid zusammen. Wir arbeiten mit dem Scicomm-Support zusammen. Das ist eine Initiative, ein Beratungsangebot für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich dahin wenden können, wenn sie zum Beispiel auf Social Media angefeindet werden. Wir haben Kursangebote und versuchen es eher mit Prävention und der Idee: Wenn man schon weiß, was alles kommen könnte, kann man sich vielleicht die eine oder andere schlaflose Nacht ersparen, wenn man sich vorher schon ein paar Logiken überlegt hat. Aber natürlich gibt es auch das Angebot, sich am Ende dahin zu wenden.

Was mich noch kurz zu dem Thema Social Media bringt: Wir sind auch nicht auf TikTok unterwegs. Ich glaube, wenige Forschende sind das. Hierzu habe ich mehrere Gedanken, die ich gerne noch einbringen möchte: Der eine ist, dass ich glaube, dass wir zunehmend vor dem Problem stehen – und man hier vermutlich so ein bisschen mehrgleisig fahren muss –, dass Social Media durch Algorithmen bestimmt wird, die wir nicht bestimmen können, beziehungsweise wo wir nur sehr wenig Einfluss darauf haben, wie was passiert und was an die Oberfläche gespült wird. Wir haben schon häufiger in einigen Kanälen die Beobachtung gemacht, dass man für sich selbst interessante Sachen postet, diese aber bei der Zielgruppe gar nicht ankommen, weil die Algorithmen dafür sorgen, dass andere Sachen in die Timeline gespült werden. Ich glaube, das kann Wissenschaftskommunikation allein gar nicht heilen. Man muss sich überlegen, wie man damit umgeht, und welche Social-Media-Kanäle man überhaupt bespielt.

Es ist auch unglaublich zeitaufwendig, wenn man da substanziell mitwirken will. Das wurde gerade schon angesprochen. Man muss eigentlich mehrmals wöchentlich Content produzieren, und dafür haben Forschende in aller Regel keine Zeit. Entweder gibt es in einem Projekt zum Beispiel jemanden, der sich darum kümmert, oder das wird sehr schwierig. Nur als kleine Randnotiz: Es ist aus datenschutzrechtlicher und auch Personalratssicht nicht so ganz trivial, wenn die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Technischen Universität alle einen eigenen Instagram- oder LinkedIn-Kanal betreiben, weil da natürlich auch Daten ausgetauscht werden, was nicht an allen Stellen erwünscht ist. Von daher glaube ich, dass das schon problematisch ist, und wir müssen uns die nächsten Jahre anschauen, wie man damit umgeht.

Dann hatten Sie noch die Frage nach Vertrauen und Motiven. Dazu wurde schon einiges gesagt. Ich glaube, dass es für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gar nicht so schwer ist – das war auch eine Frage –, herauszufinden, was für alle interessant ist. Es ist eher eine Frage der Aufbereitung und dessen, was resoniert. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehen da auch iterativ vor und merken, wo etwas zurückkommt. Das ist genau die Idee, die wir stärken müssen, vielleicht durch Formate, aber die wir zumindest versuchen, auch innerhalb unserer Programme zu stärken, nämlich dass es ein Dialog sein sollte und nicht eine Einbahnstraße, wo Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sagen: So ist das –, sondern dass man auch schaut: Was kommt zurück? Was sind eigentlich die Fragen? Denn die Fragen, die man antizipiert, sind nicht immer unbedingt diejenigen, die die anderen tatsächlich haben.

Vorsitzende Franziska Brychcy: Vielen Dank! – Jetzt hat Frau Dr. Sprondel das Wort.

Dr. Johanna Sprondel (Urania Berlin e. V.): Vielen Dank! – Vielen Dank vor allem für diese Überleitung! Bevor ich auf Ihre Frage eingehe, Herr Schulze, würde ich diese Überleitung sehr gern nutzen, weil es das ist, was für mich der Kern von Wissenschaftskommunikation ist. Ich glaube, über das grundlegende Verständnis, dass Wissenschaftskommunikation ein Bewusstsein für das schafft, was Wissenschaft ist, also Wissenschaft als Methodik überprüfbarer Erkenntnisgewinns, sind wir uns alle einig. Wo es oft hakt, auch in der öffentlichen Debatte, ist ein Verständnis davon, dass ein Erkenntnisgewinn auch immer ein Prozess ist. Was ich heute herausfinde, stimmt morgen eventuell schon nicht mehr. Das zu dokumentieren, ist Teil der Aufgabe von Wissenschaft, und das zu kommunizieren, ist zentraler Prozess von Wissenschaftskommunikation.

Das klingt sehr banal, aber wenn man sich anschaut, welche Debatten auch hier in den Fragen anklingen, dann ist es wichtig zu verstehen, um Fragen vom Umgang mit Wissenschaft, Fragen, wer angefeindet wird und warum, aber auch die Frage der Verantwortung von Wissenschaft im Prozess der Kommunikation und, Entschuldigung, den Prozess der Verantwortung auf politischer Seite deutlich zu machen. Wenn man sich einmal klar gemacht hat, dass das ein Prozess ist und Wissenschaftskommunikation diesen Prozess dokumentiert und kommuniziert, dann sind wir schon ein ganz großes Stück weiter, auch hinsichtlich einiger Fragen, die hier gestellt wurden. Für mich ist an dem Punkt wichtig, dass zur Urteilsbildung eine Sprechfähigkeit vorhanden sein muss, sowohl auf der Seite der Wissenschaft als auch auf der Seite derjenigen, die Wissenschaft rezipieren, also den Bürgerinnen und Bürgern, und dass das – das ist ja auch Thema des heutigen Ausschusses –, ein lebenslanger Prozess ist. Ich weiß nicht, ob das bereits bei allen angekommen ist.

Wir machen Schülerworkshops in Grundschulklassen. Das heißt, sie kommen in sechs Wochen oder so zu uns, pflanzen Salat bei uns, und vor den Himmelfahrtsferien oder der Sommerpause ist der Salat so groß, dass sie ihn ernten, wir bei uns im Hof grillen und sie diesen Salat essen. Das klingt komplett banal, aber wir reden davon, dass wir in Berlin eine extrem hohe Kinderarmut haben. Wir reden davon, dass die wenigsten Kinder wissen, dass Salat etwas ist, das man auf einer Fensterbank ziehen kann. Wir haben dann einen Biologen da, der die Keimphase erklärt und so weiter. Es geht an der Stelle gar nicht darum, dass hier, ich sage einmal, Latest-Shit-Wissenschaft kommuniziert wird. Es geht darum, dass man eine Form der Neugierde weckt, und ich glaube, das ist etwas, wo wir uns alle einig sind.

Das muss aber vielleicht auch ankommen, wenn wir darüber reden: Was heißt Wissenschaftskommunikation? Denn bei Wissenschaftskommunikation geht es in erster Linie um die Neugierde. Ganz arrogant gesprochen: Sie können einen noch so guten Wissenschaftskommunikator haben, ich bezweifle trotzdem, dass Sie danach einen Saal voller Quantenphysiker haben. Dazu ist das zu komplex. Dazu haben wir alle irgendetwas studiert. Mein Wunsch wäre, dass wir wirklich verstehen, dass Wissenschaftskommunikation etwas ganz Essenzielles und damit zentral förderungsbedürftig und -würdig für ein besseres Gesamtverständnis ist.

Ich würde gerne noch kurz auf die Frage nach den sozialen Medien eingehen, Herr Hopp, denn das ist etwas, das mich natürlich auch beschäftigt. Wir sind da alle unterwegs, und gleichzeitig ist es sehr herausfordernd, in den sozialen Medien Formate zu entwickeln, die so

etwas wie eine Nachhaltigkeit im Bereich der Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation haben. Es ist eine große Ressourcenfrage, da stimme ich Frau Sasse zu. Gleichzeitig ergibt sich für mich: Ich habe entschieden, dass wir erstens die Ressourcen nicht haben und ich zweitens nichts streamen und nichts abgespeichert wird. Warum? – Weil ich beschlossen habe: Wir sind ein Ort, und wir funktionieren als Ort, als Vehikel der Wissenschaftskommunikation, und dieses Vehikel sind auch unsere Formate.

Wenn man sich anschaut, wie Debatten geführt werden, dann sehe ich – und nach dem, was ich gehört habe, denke ich, dass Sie dem in Teilen auch zustimmen können – Wissenschaftskommunikation in erster Linie als einen Verantwortungsbereich, der wissende Bürgerinnen und Bürger befördern möchte, und dazu braucht es den Austausch. Wir sind oft genug jeweils in unseren eigenen Tracks unterwegs, in verschiedenen Medien oder auf verschiedenen Plattformen oder auch in unserer Umwelt, und ich glaube, dass der direkte Austausch gerade im Bereich der Wissenschaftskommunikation zwar sehr herausfordernd ist, dass es aber ein ganz wichtiger Prozess ist, diese Sprechfähigkeit im direkten Diskurs zu ermöglichen, dieses Debattieren und dieses Sehen: Es gibt zwei Meinungen oder auch drei oder vier, und ich muss da gar nichts liken oder retweeten.

Von daher ziehe ich den Hut vor solchen Formaten. Mein Freund und Kollege Sascha Friesike macht das beim rbb, und das funktioniert. Aber das ist ein Bildungsformat, und ich glaube, dass wir gerade bei aktueller wissenschaftlicher Forschung auch sehr viel Debattenformate brauchen, gerade bei kontroversen Themen oder Themen, bei denen wir sagen: Das betrifft so viele Menschen, darüber müssen wir reden, denn es betrifft jeden auf seine jeweils eigene Art und Weise. – Das geht für mich bei so etwas leicht verloren. – Danke!

Vorsitzende Franziska Brychey: Vielen Dank! – Dann haben wir noch eine Wortmeldung von Herrn Trefzer auf der Redeliste. – Herr Trefzer!

Martin Trefzer (AfD): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Ich wollte noch auf Staatssekretär Marx replizieren. Herr Marx! Ich schätze Sie wirklich sehr als Wissenschaftsadministrator, aber manchmal gehen bei Ihnen scheinbar die Gäule durch, oder es juckt Ihnen in den Fingern und Sie säßen vielleicht gerne auf der anderen Seite des Tisches hier. Das war so, als Sie vor ein paar Wochen gesagt haben, dass Prof. Walter seine Position nur deshalb vertrete, weil er ein Mann sei, das fand ich krass, und jetzt wieder bei dieser Stellungnahme, wo Sie so getan haben, als wäre diese Problematik, die wir in den Fällen gesehen haben, die ich skizziert habe, nur eine Frage von Meinungsäußerung und Meinungsfreiheit, der widersprochen werden kann, und nicht auch eine Frage von Wissenschaftsfreiheit. Aber gerade der Fall Baberowski hat doch gezeigt, dass es wirklich institutionelle Probleme in der Wissenschaft gab. Baberowski wollte dieses Projekt einer vergleichenden Diktaturforschung an der Humboldt-Universität institutionalisieren, und durch Intrigen auch im Akademischen Senat ist dieses Projekt letzten Endes gescheitert.

Ich rede noch gar nicht über die anderen Wissenschaftler, die ich gerade genannt habe, wie Susanne Schröter, aber das ist ein Frankfurter Beispiel. Nehmen wir doch einmal Marie-Luise Vollbrecht mit ihrem damals verschobenen Vortrag über die Zweigeschlechtlichkeit an der Humboldt-Universität. Da musste sie vor Gericht ein Urteil erstreiten, dass die Humboldt-Universität sie in einer Pressemitteilung nicht so darstellt, wie sie sie dargestellt hat. Das ist genau der Punkt: Das ist ein institutionelles Versagen, und da hat die Institution eben nicht zu

Marie-Luise Vollbrecht gehalten. Das war nicht einfach nur eine Frage einer Meinungsäußerung oder Gegenmeinungsäußerung, da ist einer Wissenschaftlerin der Leumund zerstört worden. Das Gleiche ist mit Baberowski passiert, Sie wissen das doch. Klar kann man unterschiedlicher Meinung sein.

Dann noch einmal zu dem Thema Klima, weil Sie das jetzt sehr affirmativ so dargestellt haben, als gäbe es dazu einen wahnsinnig großen Konsens: Ich lese da immer wieder nur von einem unfassbar tiefgehenden Streit in der Wissenschaftscommunity. Ich lese das immer gerne bei Axel Bojanowski nach, Wissenschaftsjournalist. Er hat ein Buch geschrieben, das ich Ihnen sehr empfehlen kann: „Was Sie schon immer übers Klima wissen wollten, aber bisher nicht zu fragen wagten“. Er schreibt zum Beispiel über den am zweitstärksten rezipierten Artikel im Jahr 2024 über den Klimawandel in „Nature“, dass da einfach alle wissenschaftlichen Standards gerissen worden sind. Gutachten sind einfach nicht berücksichtigt worden. Diese Studie musste letzten Endes zurückgezogen werden. Es war ein totales Fiasko.

Das sind Dinge, die passieren – das haben die Beteiligten gesagt –, weil die Erwartung da war, dass man Klimarisiken übersteigert, überspitzt. Wenn ich dann sehe, dass die Auftraggeber mit Banken und Rückversicherungsgesellschaften unter einer Decke stecken: Das ist doch nicht alles klar an der Stelle! Das muss wirklich kontrovers diskutiert werden. Wenn dann Meinungen unterdrückt werden sollen, weil sie nicht alarmistisch genug sind, dann alarmiert mich das. – Das vielleicht noch als kleine Replik. Ich verstehe, dass man da auch mal politisch wird, aber das ist ein institutionelles Problem in der Wissenschaft, ganz klar.

Vorsitzende Franziska Brychey: Herr Schulze!

Tobias Schulze (LINKE): Danke schön! – Ich will da jetzt gar nicht so tief einsteigen, weil das auch nicht fair gegenüber unseren Anzuhörenden ist. Aber, Herr Trefzer, Wissenschaft heißt schon, dass man sich auf Wissen beruft, und da sollte man zur Kenntnis nehmen: Es gibt genug Forschung dazu, wie der wissenschaftliche Konsens zum Klimawandel zustande gekommen ist. 99,9 Prozent der reviewten Studien dazu haben dieselbe Aussage, da sind sich auch alle einig. Jetzt kann man natürlich auf die 0,1 Prozent gehen und sagen, es ist eine große Kontroverse – und wenn man das, so wie Sie, politisch ausschachten will, funktioniert das auch. Aber es gibt 99,9 Prozent, die den menschengemachten Klimawandel belegen.

Die Frage ist, ob Sie anerkennen, dass es so ist, oder ob Sie das nicht anerkennen – wahrscheinlich nicht –, aber das hat dann nichts mehr mit Wissenschaft zu tun, sondern das ist Politik und Sie schlachten das aus. Das ist okay, aber dann brauchen Sie nicht so zu tun, als würden Sie für wissenschaftliche Wahrheiten streiten, denn Sie streiten dann für etwas anderes. Zugleich gibt es keine einzige Studie, die den Klimawandel als nicht menschengemacht in irgendeiner Form physikalisch belegen kann. Das muss man zur Kenntnis nehmen. Man kann dann über alles andere reden, aber diese beiden Fakten sollte man erst einmal zur Kenntnis nehmen.

Frau Dr. Sprondel! Sie haben sehr schöne wissenschaftsphilosophische Ausführungen gemacht. Ich wollte aber noch einmal kurz an meine Frage erinnern, wie es eigentlich mit der Finanzierung der Urania weitergeht. Deswegen habe ich mich noch einmal gemeldet. – Danke schön!

Vorsitzende Franziska Brychey: Okay! Jetzt noch einmal Herr Trefzer ganz kurz. – [Zuruf von Martin Trefzer (AfD)] – Nein? Wird gestrichen, okay. – Dann hat Frau Dr. Sprondel noch die Möglichkeit, auf die Frage zu antworten.

Dr. Johanna Sprondel (Urania Berlin e. V.): Vielen Dank! – Es fiel mir ein, als ich das Mikrofon hatte, aber die Überleitung war so gut, dass ich mir dachte, das nehme ich erst einmal mit, bevor ich Ihre Frage beantworte oder versuche zu beantworten – für die ich mich herzlich bedanke. Die Senatorin hat bereits darauf hingewiesen, dass wir formell betrachtet im falschen Haus sind. Dennoch möchte ich, wenn ich darf, kurz darauf eingehen. Uns wird sowohl vom Haus Bildung als auch vom Haus Finanzen klar signalisiert, dass man da auf einem guten Weg ist. Nach meinem Wissen hat auch eine erneute Rücksprache mit dem Bund stattgefunden. Der Bund steht ganz klar weiterhin zu diesem Projekt, auch gerade nach den Ende 2024 eingereichten grundlegenden Betrachtungen. Zu dem Bauprojekt ist das alles auf einem sehr viel besseren Weg, als das vielleicht in den Jahren davor der Fall war.

Ich habe es schon gesagt: Wir haben das Problem der Zeit. Wir müssen bis Ende des Jahres 2026 eine Planungsleistung beim Bund einreichen. Alle Vergabeverfahren dafür sind gelaufen. Ich muss jetzt Zuschläge erteilen, damit diese Angebote weiter ihre Gültigkeit haben, und man muss natürlich auch mit dem Planen anfangen. Denn wir reden von allen möglichen Planungsbereichen, Elektro, Lüftung, Heizung, Brandschutz, aber eben auch Architektur. Die Bewerbungen im Architekturwettbewerb waren äußerst beeindruckend. Es gilt jetzt wirklich einfach nur, das voranzutreiben.

Nach meinem Kenntnisstand macht man sich aufseiten von Stefan Evers Gedanken, wie man das jetzt gut voranbringen kann. Ich kann, wenn ich darf, an dieser Stelle nur an alle Fraktionen appellieren, uns möglichst breit Rückhalt zu gewähren. Noch einmal: Wir reden nicht davon, dass wir jetzt sofort Geld bräuchten, sondern wir reden von zukünftiger I-Planung, also 2030/2031. Das muss natürlich mit dem Bund dahin gehend verhandelt werden, dass man sagt: Wie geht man mit Subsidiarität um? Wer zahlt wann? – Wir brauchen jetzt einfach eine Entscheidung.

Um auf Ihre Frage einzugehen, wie sonst die Zukunft aussieht: Ich weiß, was wir dort jährlich als Grundsteuer zahlen. Das heißt, ich weiß, was das Gelände wert ist, ich habe das auch dem Tagesspiegel gesagt. Ich glaube, dass das eine einmalige Chance ist, dort etwas Sinnvolles, architektonisch Nachhaltiges und Zukunftsträchtiges für diese Stadt zu errichten. Wenn das nicht so ist, dann kann man da sicherlich auch ein Einkaufszentrum oder ein Parkhaus hinbauen, aber ich weiß nicht, ob das das ist, was – – Also wir als Urania wollen das in keinem Fall, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass das Land Berlin das möchte.

Franziska Brychey (LINKE): Vielen herzlichen Dank! – Dann sind wir jetzt am Schluss der heutigen Anhörung. Vielen Dank, dass Sie uns mit Ihrer Expertise zur Wissenschaftskommunikation zur Verfügung gestanden haben! Sie dürfen gerne schon starten, denn ich weiß, dass Sie vielfältige Herausforderungen haben.

Ich frage, ob wir die Besprechung abschließen oder vertagen wollen. – Die Koalitionsfraktionen würden sie gerne abschließen. – Ich sehe keinen Widerspruch, dann machen wir das so.

Punkt 4 der Tagesordnung

Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs

Kürzungen in der Wissenschaft ab 2026 – Umgang

und Auswirkungen

(auf Antrag der Fraktion Die Linke)

[0165](#)

WissForsch

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 5 der Tagesordnung

Verschiedenes

Siehe Beschlussprotokoll.